

ENSU
 21. 10. 1894
 22. 10. 1894

Baltische Monatschrift.

Sechsendreißigster Jahrgang.

Inhalt:

Gegensätze in der Auffassung christlicher Grundgedanken. Von R.	589
Propst Glücks Berichte aus Marienburg an den Grafen Dahlberg vom Jahre 1701. Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun.	607
Vergessene Worte.	620
Poetische Uebersetzungen von N. Nscharin.	622
Woher stammen die Rigenser? (Schluß). Von C. Walter.	625
Politische Correspondenz	637
Literarisches	662
Allerhöchstes Manifest	664

Nachdruck, auch im Auszuge, verboten.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen entgegen.

Preis jährlich 8 Rbl., das einzelne Heft 80 Kop. Insertionspreise: $\frac{1}{4}$ Seite 10 Rbl., $\frac{1}{2}$ Seite 6 Rbl., im Abonnement (12 Mal) 55% auf dem Umschlage 25% Rabatt.



Verlag.
 Franz Kluge.

1894.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
N. v. Eideböhl in Riga, Georgenstraße 4, zu richten.

Unser Bismarck

von

C. W. Allers.

[12]—11

14 Lieferungen à 1 Rbl. 20 Kop.

Der Schöpfer des berühmt gewordenen Prachtwerkes „Fürst Bismarck
in Friedrichsruh“ bietet hier ein neues Werk, zu dem er lange
gesammelt hat und das alle Vorzüge der so ansprechenden Allers'schen
Darstellungsweise mit seiner lebenswahren und gemüthvollen Auffassung in
sich zu vereinigen verspricht.

Bestellungen nimmt entgegen

Riga. N. Kymmels Buchhandlung.

[12]—12.

Die Buchhandlung L. Hoerschelmann

Riga, Weberstraße Nr. 6,

empfiehlt sich zur Lieferung

in- und ausländischer Bücher und Zeitschriften,
neu und antiquarisch.

Auf Wunsch bibliographische Auskünfte, Ansichtsendungen,
Probenummern von Zeitschriften zc.

Günstigste Bezugsbedingungen für auswärtige Käufer.

Kataloge gratis — schnellste Beforgung — Porto zu Selbstkosten.

Gegensätze in der Auffassung der Grundgedanken des Christenthums.

Man kann in gewissem Sinne Harnack dankbar sein für die geistige Bewegung, welche durch ihn in weiten Kreisen der christlichen Welt hervorgerufen worden ist. So mancher, der den Namen Christi trägt, ist durch Harnack veranlaßt worden, sich ernstlich mit den Grundgedanken des Christenthums auseinanderzusetzen und über die eigene Stellung zu der Person Christi Klarheit zu gewinnen. So günstig das aber an und für sich erscheint, so fragt sich's doch bei jeder derartigen Bewegung der Geister, wohin sie schließlich führt. Diese Frage ist auch in Betreff Harnacks wichtig; wohin weist und führt er? Sein Standpunkt und seine Richtung ist hauptsächlich durch seine Dogmengeschichte zunächst dem Kreis der Theologen dargelegt worden; an diese Arbeit sind wir daher vor allem gewiesen, wenn wir prüfen wollen, weß Geistes Kind er selbst ist, ob wir ihm folgen können oder nicht.

Trotz aller Anerkennung nun für das ungewöhnliche Maaf von wissenschaftlicher Arbeit, tiefem Scharfsinn, und geistvoller Auffassung, welches in der Harnackschen Dogmengeschichte hervortritt, werden wir dieses Werk zunächst doch bloß als einen „Versuch“ (so drückt sich Harnack selbst im Vorwort aus) anzusehen haben, die historische Entwicklung der christlichen Lehren von dem Gesichtspunkt aus darzustellen, daß die sogenannten Dogmen kein reines Produkt der ursprünglichen, von der Person Christi ausgehenden Wirkungen seien, sondern uns das „Evangelium“ in der Form und auf der Grundlage der antiken Ideenwelt darböten. Bei diesem Ehebunde, meint Harnack, habe die Antike von Anfang an einen so wesentlichen Einfluß geübt, daß selbst die Schriften des neuen Testaments das Evangelium Christi nicht mehr rein darstellten, sondern obwohl sie es noch in

66. 014

590

Ueber die Grundgedanken des Christenthums.

sich enthielten, müßten sie erst durch unbefangene Kritik von der Schaale, von allen fremdartigen Entstellungen gereinigt werden, damit der lautere Kern zu Tage trete.

Das Resultat dieser kritischen Sonderung, soweit Harnack sie geübt hat, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß die Würde und der Werth der Person Christi als einer einzigartigen, als des Begründers des Gottesreiches und des für jeden Menschen nothwendigen, noch stets wirksamen Vermittlers der Theilnahme an diesem Reich gewahrt bleiben, daß aber alles Wunderbare von seiner historischen Erscheinung als unwesentlich abgestreift werden muß. Es fällt die Präexistenz und die übernatürliche Geburt; Auferstehung und Himmelfahrt behalten bloß ideale Bedeutung, sofern sie von den Sängern mit seiner thatächlichen Erhöhung zusammengefaßt und geglaubt wurden.

Die aus solchem Princip sich ergebenden Folgerungen für die kirchliche Lehre und Praxis, z. B. für den Gebrauch des Apostolikums, sind im Allgemeinen leicht zu ziehen, mag auch die wissenschaftliche Exposition eine riesenhafte Arbeit erfordern und daher die Controlle dieser letzteren nur dem Fachgelehrten möglich sein. Sollten aber alle Diejenigen, welche auf letzteres Prädikat keinen Anspruch erheben können — Referent schließt sich ein — bona fide einfach alles acceptiren, was ihnen im Namen der „Wissenschaft“ dargeboten wird, zumal in so wichtigen Fragen? Hier dürfte es am Plage sein, sich dessen zu erinnern, daß Unfehlbarkeit ein päpstliches Vorrecht ist und daß die wechselnde Herrschaft verschiedener, einander bekämpfender Systeme ein Charakteristikum der menschlichen Wissenschaft gewesen und bisher geblieben ist. Doch welche Kriterien kann der denkende Christ anwenden, um sich darüber klar zu werden, ob und wie weit Harnack recht hat oder nicht? Da das von Harnack angeregte Interesse weniger an den Einzelfragen, als den das Wesen der Person Christi und die Autorität des neuen Testaments betreffenden haftet, so wird man nach dem Grundgedanken, der Wurzel der Harnackschen Theologie forschen müssen, um dieselbe mit dem Kernpunkt der eigenen christlichen Weltanschauung zu vergleichen; und man wird zu prüfen haben, ob bei Harnacks Stellung zum neuen Testament überhaupt noch ein fester Kern in demselben übrig bleibt, ob demnach eine sichere Erkenntniß dessen, was das Christenthum sein will, bei seinen Prämissen möglich ist.

Was den ersten Punkt betrifft, ist es nicht etwa deßhalb schon irrelevant für unsere Frage, Harnacks theologische Grundgedanken sich zu

vergegenwärtigen, weil er ja als Historiker unzweifelhaft voraussetzungslos und rein objectiv verfahren müsse. Wie diese Objectivität beschaffen ist, jagt er in dankenswerther Weise selbst, (I, p. 50:) jedes einzelne Wunder bliebe geschichtlich völlig zweifelhaft; der Historiker sei nicht im Stande mit einem Wunder als einem sicher gegebenen geschichtlichen Ereigniß zu rechnen. Die Ablehnung des Wunders oder sagen wir, die neutrale Stellung zu demselben bei der Würdigung einer Geschichte, welche die Person Jesu Christi zur Basis hat, setzt aber schon ganz bestimmte Principien (Welt- und Gottesbegriff) voraus, welche sich mit jenem Begriff des Wunders nicht vertragen, oder ihn mindestens entbehrlich machen.

Als „Fundamentalsatz“ hebt Harnack hervor, „daß christlich nur das ist, was in dem Evangelium nachgewiesen werden kann;“ daraus ergiebt sich ihm die Pflicht, den Gang der Dogmenentwicklung „an dem Evangelium in seiner urkundlichen Gestalt“ zu beurtheilen. Es ist daher von entscheidender Wichtigkeit, was er unter dem „Evangelium“ versteht, hier liegt die Kernfrage vor, auf welche sich das allgemeine christliche Interesse richtet. Um aber über Harnacks Beantwortung derselben richtig zu urtheilen, muß vor allem beachtet werden, daß er ein begeisterter Anhänger Ritschl's ist; als solchen bekennet er sich rückhaltlos auch in seiner neuesten, das apostolische Bekenntniß behandelnden Brochüre. Man kann somit ihm nicht gerecht werden wenn man nicht auch auf Ritschl eingeht. Beachten wir zunächst die Darlegung des § 4 in der Dogmengeschichte, in welchem Harnack auseinandersetzt, was nach seiner Auffassung das „Evangelium Jesu Christi“ sei. Jesus verkündigt das Reich Gottes, welches „in der Liebe sich verwirklicht“ und nur durch ihn selbst „zu Stande kommt“; er verheißt in demselben Freiheit vom Druck des Uebels und der Sünde, Seligkeit und Herrschaft in naher Zukunft. Unter den verheißenen Gütern steht die Sündenvergebung voran, nach deren Empfang Liebe zu Gott und den Brüdern als Gerechtigkeit verwirklicht werden. Bedingung ist ein Sinn, der die Rettung der Seele über alle weltlichen Güter setzt und zugleich gläubig vertraut auf Gott und den Messias, welchen Gott zur Verwirklichung des Gottesreiches erwählt hat. Wenn Jesus sich den „Sohn Gottes“ nennt, so weist er damit zwar „auf ein zur Zeit einzigartiges Verhältniß zu Gott und dem Vater“ hin, „als auf das Fundament“ seines Amtes; er erklärt aber dieses Verhältniß bloß so, „daß er allein den Vater kenne und daß diese Gotteserkenntniß und Gotteskundschaft für alle Uebrigen durch die Sendung des Sohnes zu Stande komme.“ Somit

sei der eigentliche „Inhalt“ der neuen Botschaft vom Reich die Verkündigung Gottes als des Vaters und der Liebe, durch welche alle Reichsgenossen als „Brüder“ des erstgeborenen Sohnes mit diesem und dem Vater Eins werden. — Jesu Würde ist die eines Königs; er erweist sie durch „Machtthaten“ und durch einen „Dienst“ zu welchem er auch die Aufopferung seines Lebens zur Vergebung der Sünden rechnet, und sagt das Offenbarwerden dieser Würde durch seine Wiederkunft in Herrlichkeit zur Vollendung des Gottesreiches voraus. — Indem er den unschätzbaren Werth der Menschenseele bestätigt, eröffnet er dem Menschen die Aussicht, „sein Leben zu gewinnen,“ es ewig zu behalten und verkündigt die sichere Hoffnung der Auferstehung. — Die Wahrheit dieser „Lehre“ kann als „überweltliches Leben“ „an der Person empfunden“ und demgemäß „gelebt“ werden; denn „er selbst ist das Christenthum.“ — Wohl zu beachten ist hierbei, daß von einer Veröhnung, die Christus vollbracht, von einem stellvertretenden Leiden für uns, insbesondere von der Auferstehung des Herrn (Jesus habe bloß gesagt, heißt es, daß er sofort bei seinem Scheiden in eine überweltliche Stellung bei Gott eintreten werde) sowie von dem „heiligen Geiste“, den er verheißt, kein Wort gesagt ist; daß in Betreff der „Machtthaten“ Jesu bemerkt wird, „ein starker religiöser Glaube an die Herrschaft und Zwecksetzung des Guten in der Welt“ bedürfe keines Schlusses von Christi Person auf etwaige von ihm vollbrachte Wunder; und daß hervorgehoben wird, es sei bei dem „Uebergang“ des Evangeliums von Christo auf die ersten Gläubigen sofort „eine Verschiebung in dem Verständniß seiner Person und Predigt“ eingetreten, und schon im apostolischen Zeitalter habe die „Spekulation“ über die Anfänge von Christi Existenz und über sein Verhältniß zu Gott eingesezt (p. 59).

Zu besserem Verständniß dieser Harnack'schen Auffassung des Evangeliums ist es, wie schon bemerkt, nöthig, auf die Grundzüge des Ritschl'schen Systems etwas näher einzugehen.¹⁾

Nach diesem entspringt die Religion aus dem Bedürfniß, „die geistige Freiheit gegenüber der Natur, deren sich der Mensch a priori bewußt ist“, trotz seiner äußeren Abhängigkeit von derselben, sicher zu stellen durch das Postulat eines geistigen Urhebers von Geist und Natur und Ordners ihres Zusammenhangs. Daher fängt die Theologie auf Grund unseres religiösen Selbstgefühls mit der Wahrheit an, daß die Welt auf den Endzweck des

¹⁾ „Die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Veröhnung“ Bd. III. Erste Auflage.

Geisteslebens hin geschaffen, oder daß das sittliche Leben der Menschen der Endzweck der Welt ist. Denn das Geistesleben ist ebenso als gegebene Realität anzuerkennen, wie die Natur, und die Gesetze beider Gebiete haben die gleiche wissenschaftliche Verbindlichkeit. Da nun der Zweckbegriff allein zum Verstehen des Menschengeistes, seiner Freiheit und der Thatsache des Sittengesetzes befähigt, so ist er, nicht aber die für das Naturgebiet giltige Causalität, der Grundbegriff, von welchem aus die Idee Gottes als des Urhebers von Geist und Natur gewonnen und der Person des Menschen ihr Vorrecht gesichert wird; er ist derjenige Begriff, mittelst dessen wir unter Berücksichtigung des christlichen Gemeinbewußtseins Gott als persönlichen Geist und als Liebe erkennen, der die Welt als Mittel für seinen eigentlichen und nothwendigen Zweck, für die sittliche Welt erschuf, um an dieser seine Liebe zu bewähren. Demnach hat eben jede Menschenseele einen höheren Werth als die ganze Welt. Wenn aber gefragt wird, ob Gott sich an den gesetzlichen Verlauf der Natur binde oder nicht, so ziemt es sich für die Theologie mehr, ihr Nichtwissen zu bekennen als eine Entscheidung zu erzwingen. Daraus ergibt sich eine neutrale Haltung gegenüber den biblischen Wundern: Christus ist sich zwar seiner Wunderkraft bewußt gewesen; da uns aber keine gleichartigen Erfahrungen zu Gebote stehen, so ist dieses Gebiet nicht zu einem Problem der Forschung geeignet. — Das sind die Prämissen für die Lehre vom Reiche Gottes; denn dieses ist „durchaus theologischer Art“. Definiert wird es als die sittliche Organisation der Menschheit durch das Handeln aus dem Motiv der Liebe“, als eine „Gemeinschaft nicht des Rechts, sondern des liebevollen Handelns“ und in diesem Sinn als „der für Gott und die . . . Religionsgemeinde gemeinsame Zweck“. Die Gründung aber und der Bestand des Reiches ist bedingt durch die geistige Erlösung durch Christus, d. h. durch die im Verhältniß zu Gott als Vater zu gewinnende Freiheit von Schuld und von der Welt. Demnach bietet die Person des Stifters dieses Reichs den Schlüssel des Christenthums dar.

Jesus Christus nun nimmt, obgleich „seinem geschichtlichen Leben das Prädikat der Gottheit (im wesentlichen Sinn) abzuspochen“ ist, und obwohl er sich „sofern er geboren ist, von keinem Menschen specifisch unterscheidet“, doch eine einzigartige Stellung ein eben als Begründer und König des Gottesreiches. Als solcher ist er Träger der sittlichen Herrschaft Gottes über die Menschen, „Träger des göttlichen Selbstzwecks“ (sofern dieser Zweck ja das göttliche Reich ist). Indem er „den eigensten Zweck

Gottes, die Vereinigung der Menschen in dem Reich Gottes, als seine persönliche Lebensaufgabe ergriff" und als seinen Beruf erkannte, hat er nicht nur „ein bis dahin nicht dagewesenes religiöses Verhältniß zu Gott erlebt“, in einer ganz einzigartigen Gemeinschaft mit Gott gestanden, sondern ist auch in diesem Sinn Träger der vollendeten Offenbarung Gottes, oder ist derjenige, „in welchem das Wort Gottes (gleich Offenbarung verstanden) menschliche Person ist.“ Die Vorstellung von seiner Gottheit, die erst aus der Gemeinde hervorgegangen ist, besteht nur insofern zu Recht, als Gottes Gnade und Treue in der Durchführung seines Lebensberufs für uns gewährleistet wird, oder sofern Gottes Selbstzweck auch sein Lebenszweck war. Wie aber von Gott aus die Person Christi geworden ist, bleibt wieder ein die Forschung übersteigendes Problem, wenn auch ein eigenthümliches schöpferisches Wirken Gottes dabei angenommen werden kann; jedoch bezieht sich dieses „nicht auf die Ausstattung seiner Person mit angeborenen Anlagen“.

Christi Lebensaufopferung ist bloß unter dem ethischen Gesichtspunkt der Geduld zu beurtheilen. Er hat sein Leiden nur als das „Accidens“ seiner Treue im Beruf hingenommen, nicht als eine selbständige Aufgabe betrachtet. Von einer Strafgenugthuung kann gemäß der Gottesidee (Gott als Liebe) und des Wesens der Sünde keine Rede sein. Die Sünde nämlich ist das Gegentheil des höchsten Gutes, sofern sie die Güter untergeordneten Ranges, die weltlichen, im Widerspruch mit Gottes Weltzweck sich aneignen will; (eine Erbsünde aus angeerbtem Hang giebt es nicht; der Tod ist nicht der Sünde Sold.) Sie hemmt die Bestimmung des Menschen für die Gemeinschaft der gegenseitigen Liebe und für die Herrschaft über die Welt; sie wird aber von Gott unter dem Gesichtspunkt „der Unwissenheit“ beurtheilt, sofern sie noch nicht endgiltige Entscheidung wider das erkannte Gute ist, also als in ihrer Art „unvollkommene Sünde“. Da nun die Religion durchaus nicht als eine Rechtsgemeinschaft zwischen Gott und den Menschen in Betracht kommt, so ist die Sündenvergebung Gottes „als völlig gleichartig mit der Verzeihung unter Menschen“ aufzufassen; Gott bezeugt durch dieselbe, daß der in der Schuld ausgedrückte Widerspruch des Sünders gegen Gott „diejenige Gemeinschaft der Menschen mit ihm nicht hemmen soll, welche er aus höheren Gründen (Freiheit und Weltbeherrschung im Gottesreich) beabsichtigt“. So geht denn die Verzeihung als Voraussetzung des zu gründenden Gottesreichs „aus der Liebe Gottes als eine allgemeine Verfügung für

die Genossen des Gottesreiches hervor“ und ist nicht an Gottes besonderes Attribut als Gesetzgeber geknüpft. — Daß es unter solchen Bedingungen keiner Sühne und Genugthuung durch das „Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt“ bedarf, ist selbstverständlich. Bedeutsam für uns ist Christi Tod daher nur durch seine Einwilligung in denselben als in eine Fügung Gottes zur völligen Bewährung seiner Berufstreue. Sofern er aber berufen ist, auch Andere in sein inniges Verhältniß zu Gott so aufzunehmen, daß sie Sündenvergebung empfangen, und der neue Bund andererseits zu diesem Zweck durch seinen Tod zum Abschluß gebracht werden müßte, so ist es nur „folgerecht“, die Vergebung für die nachkommenden Menschen an Christi Tod zu knüpfen. In solchem Sinn ist Christus der „Urheber“ der Vergebung. Um persönliche Gewißheit derselben zu erlangen, muß man sich der Absicht Christi, eine religiöse Gemeinde zu stiften, unterordnen; dadurch tritt man mit ihm in Gemeinschaft, diese „Gemeinschaft mit Christus“ wird uns von Gott „angerechnet“ und dann erlebt man die Gnade Gottes. Aber das „Wie“? dieses Vorganges entzieht sich der Beobachtung.

Die Auferweckung Christi wird als „Merkmal der Lebenserneuerung seiner Person“, ein Mal erwähnt, ob sie aber real erfolgt sei, nicht gesagt.

Ritschls Stellung zur Autorität des neuen Testaments charakterisirt sich als eine sehr freie, wenn er meint „die leitende Idee Jesu“ (vom Reiche Gottes) habe sich „in dem praktischen Interesse der Apostel nicht als Mittelpunkt behauptet“; die Urtheile des neuen Testaments über die Sünde hätten „nicht den Sinn specieller göttlicher Offenbarung“; Pauli „apokryphe“ Beurtheilung des Gesetzes sei nicht maßgebend; er habe die Aussagen des Pentateuchs über die Sünde durch eigene Reflexion über den Wortlaut hinaus gesteigert.

Blicken wir nun zurück auf das Evangelium Jesu Christi nach Harnacks Darstellung, so ergibt sich, wenn auch nicht völlige Uebereinstimmung — eine solche ist schon ausgeschlossen durch den mehr biblischen Wortlaut des § der Dogmengeschichte — so doch eine genaue Verwandtschaft zwischen Ritschl und Harnack; sie erscheinen als eines Geistes Kinder. Der Ausdruck „Zwecksetzung des Guten in der Welt“ verräth das am deutlichsten, zu vergleichen ist im § 6, daß die Stiftung des Gottesreiches und die Sendung Jesu als des Mittlers — Gottes „oberster Zweckgedanke“ gewesen sei. Es reiht sich an die freie

Stellung zu dem Wortlaut der Bibel, die „Verschiebung“ im Verständniß von Christi Person bei den ersten Gläubigen; die Zusammenfassung der ganzen Lehre unter den Begriff des göttlichen Reiches als den centralen; die Betonung der Sündenvergebung als eines Hauptgutes; die Kennzeichnung Jesu als des „Königs“, der „zur Zeit“ ein einzigartiges Verhältniß zu Gott habe; die ablehnende Haltung gegen alle Wunder; überhaupt die ganze Umgrenzung des Stoffes, für welche der Schlüssel im System Ritschls gegeben ist; was da durchaus nicht hineinpassen würde, das fehlt. So wird es auch erst verständlich, wie die „Lebensaufopferung“ Christi zur Vergebung der Sünden von Harnack genannt ist. In dem drei Jahre nach der Dogmengeschichte erschienenen „Grundriß“ (1889) ist der betreffende § 4 nach gewissen Beziehungen reicher ausgestattet (z. B. Christi Stellung als zukünftiger Richter und seine Nachfolge sind mit in den Rahmen „des Evangeliums“ hineingefügt), aber im Wesentlichen hat er den gleichen Inhalt, die Auferstehung fehlt auch hier, in dieser Hinsicht heißt es: „er hat sich mächtig erwiesen, in den Seinen wirklich die Ueberzeugung zu wecken, daß er lebe und über Todte und Lebendige Herr sei“.

Fragen wir weiter, worin sich diese auf Ritschl gegründete Harnack'sche Auffassung von der in der christlichen Kirche gültigen principiell unterscheidet, so wurde schon angedeutet, daß die Abweisung des Wunders in einem bestimmten Welt- und Gottesbegriff ihre Wurzel haben müsse. Wird die Naturwelt als eine selbstständige Größe aufgefaßt, welche zwar von Gott als Mittel zu seinem Zweck erschaffen ist und von ihm ihre Gesetze empfangen hat, aber ihrem Wesen nach dem rein geistigen Gott völlig heterogen gegenübersteht, so daß beide der Regel nach auseinander sind: dann muß freilich die besondere Einwirkung Gottes auf die Naturwelt im Wunder als etwas ebenso dem göttlichen wie dem natürlichen Wesen Widersprechendes erscheinen. (Beck) Allein nach der durch die ganze heilige Schrift sich hindurchziehenden, und im Bewußtsein der Gläubigen aller Zeiten sich reflektirenden Anschauung steht Gott zur Welt im Verhältniß lebendiger Immanenz, ohne daß dabei seine Ueberweltlichkeit und Heiligkeit angetastet wird; auf Gottes reale Gegenwart und Wirkung werden auch alle rein natürlichen Vorgänge in der Natur und im Menschenleben zurückgeführt, sofern sie bloß durch seine alles durchwaltende Kraft möglich werden: ohne seinen Lebenshauch, ohne seine „ewige Kraft“ entsteht und besteht keinerlei Leben. Und andererseits soll das Natürliche verklärt werden: das Himmelreich kommt in die

Welt, um sie umzugestalten (Ritschl spricht stets nur vom Gottesreich). Es wird auf Gott nicht nur in der heiligen Schrift der Zweckbegriff angewendet, sondern vor allem der einer überweltlichen absoluten Realität und Causalität, durch welche, was bei den Menschen unmöglich ist, doch möglich ist bei Gott, dem Lebendigen, und welche daher die nothwendige Voraussetzung bildet für irgend welche Zwecksetzung in der Welt. Besonders für das religiöse Gebiet wird diese Thatsache mit einer das Gewissen des Menschen überzeugenden Kraft in der Bibel geltend gemacht. Die ewige Gotteskraft bezeugt ihren überweltlichen Inhalt im Geist des Menschen — das ist das objektive Moment der Religion; letztere ist also in uns nicht als bloße Idee oder Zweck, sondern als eine Realität, gewirkt von Gott und kommt uns als solche zum Bewußtsein, wird nicht erst von letzterem selbständig producirt. — Wie daher auf geistigem Gebiet eine Offenbarung Gottes möglich ist, so auf dem natürlichen das Wunder, in diesem tritt auch bloß die Offenbarungsrealität des lebendigen Gottes hervor, welcher schöpferisch segnend eingeht in die nicht mehr normale Natur. Ist Gott das „Causalprincip, das stetig der Welt inne ist, als die überweltliche selbständige Schöpferkraft, ohne welche die Welt keinen Augenblick existirt“; sind die Naturgesetze und Kräfte nur die Exponenten der freien göttlichen Thätigkeit und Innenkraft — dann ist eben diese immanente Gotteskraft das eigentliche Gesetz der Natur, dann tritt auch in den Offenbarungswundern nur Gottes Kraft, wie sie Neues erzeugt, hervor und bloß die Form dieses Wirkens ist eine andere als bei gewöhnlichen Naturvorgängen; es ist gleichsam ein concentrirtes Wirken, während es sich sonst zeitlich und räumlich auseinanderlegt. — Nach Ritschl dagegen kommt der Causalität und Realität Gottes neben dem Zweckbegriff sehr geringe Bedeutung zu; er macht nicht recht Ernst mit dem Causalitätsprincip; es ist ihm ja auch unentbehrlich, um eine Schöpfung behaupten zu können, aber dann wird es bei Seite geschoben und die „Naturgesetze“ behalten das Feld. Weil mit der dauernden Causalität Gottes auch das Wunderbare in der Bibel anerkannt werden mußte, wird sie möglichst beschränkt. Dagegen beherrscht bei ihm der Zweckbegriff die Gottesidee so sehr, daß diese selbst darunter leidet, daß die Absolutheit Gottes bestritten wird (das „Absolute“ ist ihm „ein Götz“); denn die Stiftung des Gottesreiches wird als der nothwendige Selbstzweck Gottes, in sofern er die Liebe ist, behauptet; mithin mußte Gott auch die Welt als Mittel zu jenem Zweck erschaffen. Seine Freiheit und Unabhängigkeit von allem außer ihm selbst wird durch

die Auffassung angetastet, wie nicht minder seine Heiligkeit durch die einseitige Betonung seiner Liebe; es bedarf keiner Veröhnung, die Sünde wird „aus höheren Gründen“ vergeben; und der Rechtsbegriff hat im Bereiche des Gottesreichs keine Geltung. Das aber widerspricht dem Gewissen des am Bibelwort genährten Glaubens; wie der Christ nicht bloß deshalb der Gottesidee bedarf um durch dieselbe seiner Freiheit gegenüber der Naturwelt gewiß zu werden — das ist bei Nitschl der leitende Gesichtspunkt — sondern Gott den Herrn selbst sucht („tu fecisti nos ad te, et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te“ Augustin) so ist ihm auch nicht gedient mit einem Gott, der die Liebe wäre ohne zugleich der durch und durch und unwandelbar Heilige zu sein; das „certamen perterrefactae conscientiae“, von welchem die Reformatoren sprechen und welches sich noch immer wiederholt, wo dem Sünder Gottes Heiligkeit zum Bewußtsein kommt, begehrt nach besserem Trost, als Nitschl ihn bieten kann; es ist und bleibt unumstößliche Gewissenswahrheit, daß Gerechtigkeit des Stuhles Gottes Festung ist, daß ein Bruder den andern nicht erlösen kann „es kostet zuviel, daß er es muß anstehen lassen ewiglich“ (Psalm 49, 9). Wenn also Christus trotz allem, was man von ihm und seinem einzigartigen Verhältniß zu Gott rühmt, wesentlich doch ein bloßer Mensch, und sei es der idealste, gewesen ist, dann ist er auch nicht unser Erlöser, daher müssen wir ihn so annehmen, wie die ganze heilige Schrift ihn bezeugt, als den wahren, wesenhaften Gottessohn, oder es wird bei uns heißen „Friede, Friede, und doch kein Friede“. — Weil bei Nitschl der Begriff der realen Immanenz Gottes fehlt, so kann er den Gottesmenschen, das „Wunder aller Wunder“ natürlich auch nicht gelten lassen — denn Endliches und Unendliches schließen sich nach ihm aus. Was zur Erklärung der Person Christi beigebracht wird, ist völlig ungenügend; man kann nicht begreifen, wo dieser Ideal mensch herkommt, wie er Gottes Selbstzweck zu seinem Lebenszweck machen, und wie er dadurch selbst vergottet werden konnte. Weil Nitschl endlich auch bei der Erlösungslehre nur den Zweckbegriff verwendet, so kann er thatsächlich nicht deutlich machen, wie die Vergeltung durch Christum vermittelt wird — eine Causalität wie es die Tilgung unsrer Schuld durch sein Blut wäre, fehlt. — Es rächt sich an dieser Theologie ihr falscher Ausgangspunkt, welcher auf der Grundlage von Kants Ideen die menschliche Vernunft ist — wenn Nitschl auch später eine Schwenkung zu Locke hin gemacht und an Kant in mancher Beziehung Kritik geübt hat; die Religion wird abgeleitet aus der Selbstbeurtheilung

des Menschen, statt aus der göttlichen Offenbarung und Causalität; Alles soll rational gemacht werden, wenn auch mit Zuhilfenahme der christlichen Subjektivität; der Menscheng Geist wird auch für das Wesen Gottes zum Maassstab erhoben; die ursprüngliche Position (Wissenschaft allein auf Grund des autonomen Menscheng Geistes und seiner Erkenntniß ohne ein festes göttliches Wort) wirkt verhängnißvoll ein auf die ganze Entwicklung des Systems; eine Offenbarung im biblischen Sinn ist demnach ebenso wenig möglich als Wunder und thatsächliche Gebets erhörung (das Gebet wird bei Ritschl auf „ein Dankopfer der Lippen“ reducirt, Harnack spricht sich nicht deutlich darüber aus); die heilige Schrift kommt erst in zweiter Stelle in Betracht und muß sich deuten lassen nach anderweitigen, nicht ihr selbst entnommenen Principien, während man, um den objektiven Thatbestand des Christenthums zu erheben, sich vor allem an das Gemeinbewußtsein zu halten habe, ohne welches die „Andeutungen Jesu“ nicht durchsichtig wären. Kurz, diese Theologie kann vom biblischen Standpunkt aus nur bezeichnet werden, als eine Frucht vom Erkenntnißbaume der Philosophie Kants, als beeinflusst von einem bestehenden „eritis sicut Deus“, in der Ueberschätzung der menschlichen Vernunftthätigkeit. Wenn uns daher Harnack, in den Bahnen Ritschls wandelnd, die in der Christenheit geltende Weltanschauung zu einem großen Theil verdächtig machen will als ein Product der Antike, welches auch den Inhalt des Evangeliums nicht mehr rein wieder spiegelt, so erwidern wir: in seiner Theologie wird uns das Evangelium dargeboten auf der Grundlage Kants (respective Loges) inhaltlich zerlegt von heterogenen philosophischen Gedanken der Gegenwart.

Wenden wir uns jetzt zu der schon aufgeworfenen Frage, ob bei Harnacks Stellung zum neuen Testament eine sichere Erkenntniß dessen, was das Christenthum sein will, überhaupt möglich ist. Scheinbar müßte die Frage bejaht werden; denn Harnack geht ja aus von dem Evangelium Jesu Christi, will an seiner urkundlichen Gestalt jede christliche Lehre prüfen. Allein, wie hat er denn dieses Evangelium Jesu Christi herausgefunden und gewonnen? Es wurde schon erwähnt, daß der „Grundriß“ einige bedeutsame Züge dem im Lehrbuch umgrenzten „Evangelium“ hinzufügt; woraufhin geschieht denn das? Ist das Evangelium ein so fließender Begriff, daß er bald enger bald weiter gefaßt werden kann?¹⁾ Die Erklärung finden wir in der schon von Ritschl

¹⁾ In einer Anmerkung über die eschatologischen Aeußerungen Jesu heißt es: das im Text Gesagte beanspruche nicht das Richtige, sondern nur das Wahrscheinliche zu sein, p. 51.

beliebten Unterscheidung von Kern und Schale im neuen Testament, oder in der ursprünglichen Verkündigung; die Kritik arbeitet ersteren heraus und was sie gewonnen, das bietet sie dar. Wenn Harnack auch mit Recht das eigene Zeugniß Jesu im Allgemeinen über das seiner Gläubigen, der Jünger stellt, so befindet er sich doch in der mißlichen Lage, jenen innersten Kern des Evangeliums nur durch Vermittelung der Jünger sich zugänglich gemacht zu sehen. Principiell aber wird von ihm diese Vermittelung und Ueberlieferung beanstandet, sofern bei ihr unumgänglich und selbstverständlich wesentliche „Verschiebungen“ und „Belastungen“ der ursprünglichen Gedanken Jesu hätten eintreten müssen. Daraus folgt aber, daß nicht einmal die ersten Jünger den Herrn recht verstanden haben; ja Jesu „conservative“ (auch p. 37 „positive“) Stellung zu der „Ueberlieferung seines Volks“ hatte nach Harnack die nothwendige Folge (gab den Anstoß dazu p. 36) daß seine Predigt und Person in den Rahmen dieser Ueberlieferung gestellt wurde, und „wenn auch diese Weise, das Evangelium zu verstehen, sicherlich am Anfang die einzig mögliche gewesen ist“ so ist es eben dadurch doch zu jener „Verschiebung“ gekommen (p. 54 f.). Daraus würde sich nothwendig ergeben, daß Jesus gewissermaßen selbst Antheil hat an dieser unrichtigen Auffassung, daß er nicht im Stande war ihr vorzubeugen. Wenn ferner schon im apostolischen Zeitalter die Speculation einsetzte, wenn unter dem Einfluß des anfänglichen „Enthusiasmus“ (Harnack meint damit die Wirkungen des heiligen Geistes) Thatsachen, wie die Geburt aus der Jungfrau sammt der Präexistenz, Himmel- und Höllenfahrt „geradezu producirt“ (p. 72) werden konnten, wenn selbst die Ueberlieferung der sogenannten Herrenworte theilweise eine so unsichere war, daß man z. B. bei den eschatologischen Reden Jesu nicht unterscheiden könne, was von ihm und was von den Jüngern stamme (p. 51 und 68) (eine Fülle von Mythologie und Begriffsdichtungen sei in den Gemeinden „legitimirt“ worden p. 69); wenn endlich auch Paulus in seinen Briefen, (diese sollen das Urtheil über die Predigt Christi „verdunkeln und verengern“ p. 213) soweit sie als echt anerkannt sind, kein authentischer Zeuge des „ursprünglichen“ Evangeliums (cf. p. 93) ist — denn seine Gnosis dürfe mit diesem durchaus nicht identificirt werden: — wenn sich das Alles so verhält, wie gelangt dann die „Wissenschaft“ dazu, die etwa übrig gebliebenen Herrenworte¹⁾

¹⁾ Von diesen sagt Harnack p. 106, daß sie „in unsicherer, wechselnder und erst allmählich sich fixirender Ausprägung für Normen galten“.

nach Matth. und Marc.¹⁾ aus diesem Proceß großartiger Entstellung und „Verwilderung“ herauszuheben als „das Evangelium“? Sie sind doch auch blos von Mund zu Mund gegangen, sind übersezt und abgeschrieben worden, ehe sie im gegenwärtigen Text festgelegt wurden; welche Wandlungen können sie da erfahren haben, — wenn eben die Apostel nicht inspirirt, nicht von Christo selbst mit besonderer Wahrheitserkennniß ausgerüstet und vom heiligen Geiste erleuchtet und befähigt waren, die religiöse Wahrheit uns treu zu überliefern. Es will uns scheinen, daß die einfache Consequenz der Harnack'schen Kritik die reine Unmöglichkeit ist, überhaupt zu wissen oder festzustellen, was das Evangelium Jesu Christi ursprünglich gewesen ist. Charakteristisch genug hebt Harnack ausdrücklich hervor „Christi Lehre“ lasse sich nicht ausagen, weil sie sich als ein überweltliches Leben darstelle. Es wird nicht ein Mal in einer Anmerkung angedeutet, wo, in welchen Worten des neuen Testaments wir ein sicheres Fundament unter den Füßen haben; Alles — bis auf den Nitsch'schen Kern, für welchen eine Ausnahme beansprucht ist — wird in den vier Evangelien unsicher; kein Mensch außer den Heroen der Kritik kann wissen, woran er sich zu halten hat; und man kann zweifeln, ob sie das selbst positiv wissen? Daher ist es mindestens zu viel gesagt, wenn von einer „urkundlichen Gestalt“ des Evangeliums gesprochen wird; diese ist ja gerade völlig zweifelhaft gemacht; man kann sie also auch nicht als Maßstab der Lehre gebrauchen. — *Sint ut sunt, aut non sint* — der Grundsatz dürfte sich auch an unsern Evangelien bewähren.

Uber sind es nicht doch vielleicht, abgesehen von der theologischen, principiellen Stellung Harnack's vielmehr die historischen Thatfachen selbst, welche etwa mit überwältigender Ueberzeugungskraft ihn zu seinem Urtheil gebracht haben? Gehen wir auf zwei Punkte in Kürze ein, auf die Behandlung der Logoslehre und auf seine Kritik des im Apostolikum enthaltenen Sages, „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria;“ vielleicht läßt sich dann eine bestimmte Antwort finden. In der Logoslehre als Dogma soll der griechische Geist sich ausdrücken, hier sei „die griechische Philosophie in nuce“ (p. 251); die Christologie des Paulus habe mit ihr nichts zu schaffen; sie sei von den christlichen Apologeten aus der griechischen Philosophie in ihren wesentlichen Elementen übernommen; das Evangelium habe höchstens „Motive“ (p. 43) dazu

¹⁾ Apostelgeschichte und Lucas sowie Johannes sollen ja einer viel späteren Zeit angehören.

gegeben, sei nicht der „direkte Ausgangspunkt gewesen“. Und doch muß Harnack zugestehen, daß Paulus, Johannes und der Verfasser des Hebräerbriefs sämmtlich „Christus für ein aus dem Himmel herabgestiegenes Wesen gehalten haben“ (p. 59, 71, 72), ohne daß dabei griechische Einflüsse wirksam gewesen wären, und daß dieser Umstand für die Folgezeit nicht bedeutungslos habe sein können; (p. 41, 65, f. 79) auch spricht er aus, daß viel „guter Wille“ und historisches Urtheil dazu gehöre, um seine Ueberzeugung vom Ursprung der Logoslehre sich anzueignen, sich hier vom neuen Testament nicht beeinflussen zu lassen (p. 63). Wir constatiren, daß hiernach seine Auffassung doch noch nicht die bloße Logik der Thatfachen ausdrückt; sonst wäre der „gute Wille“ nicht mit in Anspruch genommen und im Vorwort nicht von einem „Versuch“ den Beweis zu führen gesprochen worden. Zur Sache selbst sei noch bemerkt, daß, wie Harnack zugiebt, die biblische Auffassung von Christo als dem Gottmenschen unleugbar schon in der ältesten christlichen Zeit lebendig gewesen ist; daß er selbst (p. 137) über die Periode der apostolischen Väter bemerkt, die Bezeichnung Christi als des leibhaftigen Wortes Gottes sei nicht erst durch Philosophen von Profession aufgebracht und daß er auf den Zusammenhang der Lehre der apostolischen Väter mit dem neuen Testament gerade in dieser Beziehung hinweist; mit dieser biblischen Auffassung war aber ein Neues gegeben, welches weit über alle philosophischen Logosspeculationen hinausgeht. Wie kann man nun annehmen, dieses wichtige Neue sei so ganz zurückgedrängt worden oder unbeachtet geblieben, daß die späteren Apologeten ohne Berücksichtigung desselben einfach die griechischen Gedanken mit dem Evangelium verbanden und so etwas ganz Heterogenes nach Inhalt und Form geschaffen hätten? wurden doch unsre vier Evangelien gerade zu der fraglichen Zeit als kirchliche Lesechriften benugt. Hier stehen wir demnach jedenfalls vor einem großen Räthsel. Bemerkenswerth ist auch, daß Harnack gerade von dem dritten Capitel des ersten Buches der Dogmengeschichte, welches den Unterbau für seine Behandlung der ältesten Logoslehre bildet (Zeit der apostolischen Väter), bekennet, die Ausarbeitung desselben sei ihm am schwersten gefallen, und bedürfe „besonderer Nachsicht“. Der Beweis für die „Conception“ des betreffenden Dogmas aus dem griechischen Geist ist also jedenfalls noch nicht erbracht.

Was den zweiten Punkt anlangt, die wunderbare Entstehung Jesu und seine Präexistenz, so sagt Harnack (vgl. die erwähnte Brochüre) es sei „eines der sichersten historischen Erkenntnisse,“ daß der

Ausdruck des um circa 150 entstandenen altrömischen Symbols „geboren aus heiligem Geist und Maria der Jungfrau“ nicht eine Lehre enthalte, welche zur ursprünglichen evangelischen Verkündigung gehörte; zwar habe sie schon nach dem Anfang des zweiten Jahrhunderts „ein festes Stück der kirchlichen Ueberlieferung“ gebildet, aber sicher nicht in den ältesten. Dann giebt er seine Gründe an: das Stück fehle in allen Briefen des neuen Testaments, auch bei Marcus und sei nicht sicher nachweisbar bei Johannes; auch die Quelle zu Matthäus und Lucas enthalte es nicht; die zwei Genealogien führten auf Joseph; die Verkündigung von Jesu Christo habe nach den vier Evangelien erst mit seiner Taufe begonnen.

Alle diese Gegengründe sind aus dem neuen Testament selbst geschöpft, kein einziger kann sonst beigebracht werden; denn die sogenannte Quelle zu Matthäus und Lucas liegt nicht in einem Original vor, ist auch bloß aus den Evangelien selbst kritisch erschlossen, freilich unter Berücksichtigung der Tradition. Warum aber die Evangelisten außer einer gemeinsamen Quelle nicht noch andere ebenso sichere haben benutzen können, ist nicht abzusehen. Die Schwierigkeit, welche die Genealogien darbieten, ist längst von positiver Seite mit dem Hinweis darauf gelöst worden, daß Jesus ja „nicht schlechtweg der Sohn einer Jungfrau, sondern der Verlobten eines Davididen ist, welche sofort nach dem wunderbaren Ereigniß („empfangen vom heiligen Geist“) die rechtliche Ehegattin ihres Mannes wird; so ist Jesus rechtlich, nach theokratischem Gesetz als Davidide in der Ehe geboren, wenn auch in wunderbarer Weise den Eltern geschenkt“.

Daß aber die Briefe der Apostel und ihre erste Verkündigung auf dieses Stück der heiligen Geschichte nicht eingehen, erledigt sich, wenn man erwägt, daß die Apostel keineswegs systematische Lehrgebäude aufführen wollen, welche alles zur Sache Gehörige beibrächten, sondern die wichtigsten Heilsthatsachen, Tod und Auferstehung Jesu ihrem Zeugniß zu Grunde legen mit dem praktischen Zweck, Buße und Glauben zu wecken; daß sie auch viele andere Daten der Geschichte Jesu unberührt lassen, welche die Evangelien enthalten, und daß das Zeugniß über Jesu Leben und Worte unabhängig neben den Briefen sich fortgepflanzt hat; endlich daß die bestrittenen Abschnitte des Matthäus, und Lucas thatsächlich von Anfang an zu dem Bestande dieser Evangelien gehört haben, also mindestens die gleiche Autorität wie sie beanspruchen. Wie hätte sonst auch schon im Anfang des zweiten Jahrhunderts das „geboren aus heiligem Geist“ ein „festes Stück“ der Ueberlieferung bilden können. Kurz, jene von Harnack in's Feld ge-

führten Gründe, welche er auch durchaus bloß der längst vor ihm bekannten Kistkammer der negativen Kritik entnommen hat, beweisen an und für sich nicht, was sie angeblich darthun sollen, sondern können erst dann Gewicht gewinnen, wenn es im Voraus fest steht, daß Wunderbares nicht möglich ist; und sie bedürfen, da doch das Vorhandensein jener Berichte eine Erklärung heischt, selbst erst einer problematischen Stütze durch die Berufung auf den erfinderischen Enthusiasmus der ersten Christen. (Der betreffende Glaube ist nach Harnack p. 68 dogmatisch aus Jesaja 7, 14 entstanden, aber sehr früh aufgekommen, cf. p. 92). Während Harnack aber sonst den Kanon geltend macht, daß wo eine reale, sichere Tradition fehle, man gewiß sein könne, daß eine Sache auch nicht vorhanden gewesen, soll hier, wo die Ueberslieferung deutlich bis zur Entstehung der Evangelien zurückgeht, das Gegentheil gelten. Wenn auf diese Weise die „sichersten, historischen Erkenntnisse“ zu Stande kommen, so bekennen wir, Harnack nicht folgen und diese Sicherheit nicht anerkennen zu können. Unsere Frage nach der objektiven Uebersetzungskraft der von Harnack dargelegten Thatfachen beantwortet sich also dahin, daß auch hier der alte Satz: „nemo credit nisi volens“ mit hineinspielt, daß jene Thatfachen an und für sich (speciell die eben besprochenen) sich einfacher und klarer ordnen lassen im Zusammenhange desjenigen Glaubens, welcher das neue Testament als ein aus einem Geist entstandenes Ganzes erfaßt, als desjenigen, welcher es als disjecta membra verschiedener Qualität behandelt. — Harnack mag vielfach Recht haben in Betreff der sonstigen Darstellung der dogmengeschichtlichen Bewegung; unleugbar hat hier der griechische Geist starken Einfluß geübt, aber mehr auf die Form der Lehraussprägung, als auf den Inhalt. Das Wesentliche bleibt für uns doch immer die Lehre des neuen Testaments, der heiligen Schrift überhaupt. Dieses Wesentliche kommt auch in Frage bei der gegenwärtigen, das Apostolikum betreffenden Bewegung. Man kann ohne Weiteres anerkennen, daß es römischen Ursprungs ist und daß Einzelnes darin vielleicht anders zu wünschen wäre, z. B. statt Auferstehung des Fleisches — die des Leibes. Aber „da liegt nicht große Macht daran, so man nur die Worte recht versteht“ (Luther). Sofern es jedoch bekennt, was seit seiner Entstehung (und auch vorher schon, wie wir sahen) die gläubigen Christen aller Jahrhunderte als das Ueberweltliche, als das Irrationale am Christenthum und dem Hauptinhalt der heiligen Schrift erfahren und festgehalten haben, besonders die wahre Gottheit Christi, bleibt es das Band, welches immer noch die gesammte Christenheit umschlingt; und sofern es zur rechten

Basis der Einzelkirchen und ihres irdischen Bestandes gehört, durchaus auch im Bewußtsein der Gemeinden lebt, kann dem einzelnen Pastor oder einer Anzahl Pastoren unmöglich das Recht zugestanden werden, an dieser Basis und am Gemeindeglauben zu rütteln durch Weglassung dieses Bekenntnisses bei amtlichen Funktionen (Fall Schrempf). Wer den Glauben der Gemeinde nicht theilt, ist freilich in einer schweren Nothlage. Das betont auch Harnack (a. a. O.); wer seine Kirche lieb habe, der könne dieselbe ertragen; aber er sagt sehr richtig, es handle sich im gegenwärtigen Streit „um die Person Christi“; diese sei ebenso wichtig wie seine Lehre. Darin hat er völlig Recht; wenn er aber folgert, es sei eine „Fortbildung“ vorzubereiten und das alte Evangelium in den Formen unserer Erkenntniß — gemeint ist die Ritsch'sche — sicher zu fassen, so daß Christus das Fundament des Christenthums bleibe, abgesehen von der angeblich nicht zum Inhalt seines Evangeliums gehörigen wunderbaren Entstehung; wenn er die Ritsch'sche Theologie in dem kirchlichen Bekenntniß einbürgern will, so können wir dem nicht beipflichten. Diese Theologie ist für die Kirche ein novum, eine theologische Doctrin, wie es deren viele im Lauf der Jahrhunderte gegeben hat, ohne daß sie den Glauben an Christi Gottheit umzustößen vermocht hätten. Man braucht die Vertreter dieser neuen Richtung nicht gleich im Bausch und Bogen als Ungläubige für ihre Person anzusehen; es kann Jemand mit seinem Herzen den theuren Schatz der Versöhnung durch Christum erfaßt und erlebt haben, kann bloß mit seinen Begriffen im Irrthum sein — wie man sich an der Sonne wärmen kann, ohne die Theorie der Wärme richtig zu verstehen, — darüber steht uns kein Urtheil zu, es giebt auch eine „heiltsame Inconsequenz“. Aber damit sind die unrichtigen Begriffe nicht gerechtfertigt, oder zu weiterer Verbreitung empfohlen; vielmehr, auch „wer anders lehret. . . denn das Wort Gottes lehret, der entheiligt unter uns den Namen Gottes; davor behüte uns lieber himmlischer Vater“. Wir unterscheiden auch bei Männern wie Ritschl und Harnack das System und die Person; man würde Harnack Unrecht thun, wollte man ihm eine persönlich-gläubige Stellung ganz absprechen; wer bekennet, daß Christus uns in sein unerschöpfliches, seliges Leben hineinzieht, daß wir durch ihn allein Zugang zum Vater haben, durch ihn die Sündenvergebung — der ist nicht schlechtweg ein Ungläubiger. Damit ist aber nicht ausgeschlossen, daß das falsche System nothwendig zum Unglauben führen muß. Harnack stammt bekanntlich aus frommem Hause, hat auch als Student unter dem Einfluß von Männern, wie der

für Viele unvergeßliche Engelhardt, gestanden; so ist ihm offenbar ein lebendiger Glaubenskern geblieben. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das Aufgeben des festen göttlichen Wortes nur eine Vorstufe zu der völligen Zerfetzung des Christenthums, und daß es nur eine Frage der Zeit ist, wann ein noch radikalerer und consequenterer Geist, als Ritschl und Harnack, über Bord wirft, was diese noch festhalten wollen, die Stellung Christi als des Herrn und Mittlers, trotz seiner bloß menschlichen Idealperson. Ritschl und seine Anhänger wollen festhalten an dem von der Person Christi ausgehenden, in der christlichen Gemeinde thatsächlich bestehenden neuen religiösen Leben und dessen Quellsprung, dem in der erfahrenen Sündenvergebung wurzelnden Frieden mit Gott, aber sie vertreten zugleich eine wissenschaftliche Vermittlung zwischen der positiven und negativen Richtung der Theologie, sie wollen den tiefen, zwischen beiden befindlichen Graben überbrücken durch Ab- und Zuthun auf beiden Seiten. Das aber muß auf die Dauer erfolglos bleiben — oder eine Verfälschung des wahren Christenthums wäre die nothwendige Folge. Giebt man das Fundament der heiligen Schrift auf, dann bleibt nur das christliche Bewußtsein oder das Gemeindebewußtsein als Quelle für die Erkenntniß des Christenthums übrig, etwas doch nur Menschliches, wenn auch durch göttliche Einwirkung mehr oder weniger Bestimmtes; und dann ist nicht abzusehen, was Alles noch unter dem Namen Christenthum und Christus uns dargeboten werden kann. — Es wird daher für den Glauben bei dem Wort des Herrn bleiben müssen: sehet zu, daß euch nicht Jemand verführe; so . . . Jemand zu euch wird sagen, siehe hier ist Christus oder da, so sollt ihr es nicht glauben (Matth. 24); und der Mahnung des Apostels: sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach der Welt Sagenen, und nicht nach Christo (Col. 2).

October 1892.

R.



Propst Glücks Berichte aus Marienburg

an den Generalgouverneuren Grafen Dahlberg vom
Jahre 1701.

Mitgetheilt von Dr. Fr. Bienemann jun.

Im Frühling des Jahres 1700 hatte der große nordische Krieg durch die Versuche der Sachsen, sich Rigas zu bemächtigen, seinen Anfang genommen. War das auch mißlungen, so nahmen sie am 7. October doch Kopenhagen ein; es wurde der Stützpunkt für die zahlreichen Streifzüge, mit denen sie nun das südöstliche Livland heimsuchten. Im Herbst greifen auch die Russen in den Kampf ein, die im November bei Narwa glänzend geschlagen werden. Während Karl XII. zunächst im Winterquartier zu Lais blieb (bis Ende Mai 1701), begann Zar Peter umfassende Vorbereitungen, um seine Truppen zu vermehren und allmählig vollständig zu reorganisiren. Im Februar schließt er zu Birsen den Vertrag mit August II., in Folge dessen eine russische Truppenabtheilung unter Repnin zu den Sachsen in Kopenhagen stieß. Seit dem Sommer werden dann in immer stärkerem Maße in der Gegend von Pleskau russische Truppen concentrirt. Es ist in der That höchst eigenthümlich: genau zur selben Zeit, wo Karl XII. von Lais sich nach Süden gegen die Sachsen aufmacht, erhält Scheremetjew den Befehl,¹⁾ nach Pleskau zu gehen; zur selben Zeit, wo Karl XII. nach dem Sieg über die Sachsen auf der Spilwe (9. Juli) und der Wiedergewinnung Kopenhagens Livland sich selbst überläßt und sich nach Polen wendet, um dort die nächsten Jahre hindurch seine politischen Pläne zu verfolgen, zur selben Zeit erhält Scheremetjew den Auftrag²⁾

¹⁾ 3. Juni a. St. 1701. Vgl. Scheremetjews Feldzugsjournal (Materialien des kriegswiss. Archivs I. Bbg. 1871 russ. p. 59).

²⁾ 6. Aug. a. St. 1. c. p. 75.

zu seinen verheerenden Einfällen nach Livland in größerem Maßstab. Schon waren bei Petschur und um Pleskau 26000 Mann russischer Truppen versammelt und am Ende des Jahres betrug die bis Nowgorod hin vertheilte, gesammte Heeresmacht schon 66200 Mann. Diese militärischen Kräfte hat Karl XII. in verhängnißvoller Weise unterschätzt. Er überließ dieser gewaltigen Uebermacht gegenüber die Bertheidigung Livlands bloß einigen wenigen Regimentern unter Wolmar Anton v. Schlippenbach. Hätte Karl XII. nach seinen Erfolgen im Juli seine Waffen gegen den Zaren, seinen gefährlicheren Feind gewandt, wofür mehr als ein gewiegter Kopf in seinem Hauptquartier sich aussprach, so ist wohl kaum zu zweifeln, daß er durch einen energischen Angriff auf Pleskau und Nowgorod seine Ostseeländer dauernder hätte schützen können. So aber folgten in Livland die aufreibenden Kämpfe bei Raugę-Kaserig-Rappin (5. Sept. 1701), bei Errestfer (30. Dec. 1701) und endlich bei Hummelschhof (19. Juli 1702), wo Schlippenbach vollständig geschlagen wird. Nun besaß man in Livland keine größere Truppenmacht mehr, um sie dem Feinde in offenem Felde entgegenzustellen.

Karl XII. ging seinen Weg; die Geschichtsschreibung ist ihm auf seinen glänzenden Feldzügen gefolgt, und hat abseits liegen lassen die heldenmüthigen und verzweifeltsten Kämpfe, die recht eigentlich im schwedischen Reichsinteresse in Livland gefochten wurden, um von Narwa bis Lubahn hinunter die Grenze gegen den übermächtigen Andrang des Feindes zu vertheidigen, so gut es eben die kleinen Häuflein der Streiter vermochten. Vor wenigen Jahren erst sind wir von schwedischer Seite an dieses rühmliche Blatt der heimathlichen Geschichte wieder erinnert worden, von Otto Sjögren, der zuerst in die zahlreichen Aktenstücke des Schlippenbachschen Kriegsarchivs hat Einblick nehmen können. Die „Baltische Monatschrift“ brachte 1886 Auszüge aus seiner höchst interessanten Abhandlung¹⁾, die uns diesen auf der Seite, gewissermaßen in der Stille geführten Bertheidigungskrieg in Livland in ganz neuem Lichte erscheinen ließ. Daß hier schließlich ein unglücklicher Ausgang unvermeidlich wurde, hat man wohl kurzweg Schlippenbach Schuld geben wollen, da er es vorgezogen habe, von Anfang an seine Macht zu theilen. „Als wenn er darin eine

¹⁾ Försvarskriget i Lifland 1701 och 1702. Stockh. 1883. Uebers. von T. Christiani in der „Balt. Monatschr.“ 1886, p. 468—493, allerdings unter dem ganz sonderbar heterogenen Titel „Reiseerinnerungen aus Stockholm“, unter dem man eine derartige Mittheilung nicht so leicht suchen wird.

freie Wahl gehabt hätte!“ Ja, man hat angedeutet, daß die Russen zu ihrem großen Einfall 1701 durch herausfordernde Streifzüge der Schweden nach Pletschur angetrieben worden wären, wo doch gerade das Gegentheil der Wirklichkeit entspricht. Denn schon von Anfang an wurde die Verheerung Livlands längs der Grenze in nicht geringem Umfang betrieben. Darnach hatte Schlippenbach seine Dispositionen zu treffen. Ihm lag ob, Grenzwatch zu halten, für Marienburgs, Dorpats und Kokenhusens Sicherheit zu sorgen und außerdem doch immer noch eine Kerntruppe gegen einen größeren Angriff zusammenzuhalten, gewiß, bei einer Verfügbarkeit von höchstens 7000 Mann keine leichte Aufgabe. Dazu kam, daß bald ein empfindlicher Mangel an Proviant, Geld und Monturstücken sich bemerkbar machte, im Lande selbst die Noth nicht gering war, und auch die zur Verstärkung ausgehobenen Landmiliztruppen meist schlecht bewaffnet waren, oft nur mit Piken, die aus Sensen hergestellt wurden. Schlippenbach hat aber redlich seine Pflicht gethan. Und auch die Livländer thaten ihre Pflicht. Sjögren gesteht, daß das Vertheidigungswerk trotz allem eine gute Zeit in die Länge gezogen werden konnte, habe man in nicht geringem Maße der bereitwilligen Unterstützung zu danken, welche nach bestem Vermögen von der Ritterschaft und von der Landbevölkerung gewährt wurde. Er nannte es eine ungerechtfertigte Beschuldigung, daß die Ritterschaft sich in verbitterter Stimmung unlustig gezeigt habe; durch ihr Handeln hat sie unwiderlegliche Zeugnisse der Treue und Selbstaufopferung erbracht. Und das Landvolk — es hat auch, abgesehen natürlich von einzelnen Fällen des Verraths, die in solchen Zeiten niemals ausbleiben können, nach Maßgabe seiner Kräfte des Krieges schwere Lasten getragen, nicht immer ohne Klagen, nicht immer mit Heldenmuth, aber „mit einem Gehorsam und einer Ausdauer, die anerkannt zu werden verdienen“ und das um so mehr, je maßloser das Elend wurde und die Noth, welche über das Land hereinbrachen. Im Einzelnen ließen sich zahlreiche Beispiele hier des Zögerns, dort aber auch pflichttreuer Entschlossenheit unter den livländischen Bauern beibringen¹⁾.

1) Hier mag nur das folgende seinen Platz finden.

Als Pastor David Reinken aus Lude im Februar 1701 an den Generalgouverneur Graf Dahlberg berichtete, daß er die Bauern seines Kirchspiels „ziemlich willig zum erfordernten Dienst“ beim allgemeinen freiwilligen Aufgebot gefunden habe, da konnte er hinzufügen: „Unter allen aber hat Berens Jultum, ein Rechtsfinder, sich so gehorsam bezeigt, daß er nicht alleine seine eigene Person dazu angeboten, sondern auch andere dazu encouragiret und zwar insonderheit mit diesen

In diese denkwürdigen Kämpfe um die Verteidigung der litauischen Grenze gewähren uns die nachstehend mitgetheilten Berichte an den Generalgouverneur Grafen Erich Dahlberg einen überaus fesselnden Einblick. In ihrer fortlaufenden Reihenfolge, wie sie zunächst noch von keiner anderen Gegend uns vorliegt, schildert uns ein Augenzeuge, der Propst Ernst Glück von Marienburg, höchst anschaulich und lebendig die feindlichen Einfälle in jenes Gebiet, das in seiner vorgeschobenen Lage und mit einem festen Schloß versehen, der gefährdetsten eines damals war. Alle Noth und Gefahr, Furcht und Hoffnung, Jammer und Elend treten in einer Fülle persönlicher Einzelheiten greifbar plastisch hervor. Sie bilden, ist man versucht zu sagen, gewissermaßen die Memoiren Glücks, dessen Persönlichkeit ja auch sonst unser Interesse in Anspruch nimmt durch seine lettische Bibelübersetzung und dadurch, daß in seinem Hause die spätere Kaiserin Katharina I. geweiht hat. — Wir lassen nun die Berichte selbst nebst ihren wichtigeren Einlagen folgen¹⁾ und geleiten sie nur hier und damit einigen kurzen Erläuterungen. Jedes Zerpfücken würde den lebendigen Eindruck der Unmittelbarkeit dieser schlichten und doch so ergreifenden Schriftstücke nur schmälern.

Formalien: „Ihr lieben Brüder, wir sind schuldig Gott und unserm Könige zu gehoramen, unser Land, Weib, Kinder und Habseligkeit aufs beste zu beschützen und lieber dem Feinde tapfern Widerstand zu thun, als ihm über uns und unsere Armuth den grausamen Willen zu lassen. Wer demnach ein guter Königsman sein will, der seze gleich wie ich seinen Hut aufn Kopf und trete zu mir aus.“ Darauf trat er auf den Plan und nachdem nur einer, nemlich Rife Maß, sich zu ihm gesellte, die andern aber solches nicht thun wollten, sprach er zu denselbigen mit gar eifrigem Gemüthe: „Ihr möget wol (salvo honore zu melden) Schelme, Hundsf. 2c. 2c. und keine Königsleute sein!“ Nachdem ich sie aber nachgehends selbst gesprochen und mit allerhand Motiven aufs Beste aufgemuntert, so sind sie fast alle willig und bereit, wann's nur von ihnen erfordert wird, aufzustehen. Sie bitten aber nebst denen andern allen umb gut Schießgewehr (davon keiner was haben soll, außer nur einige gezogene Vogelröhre, welche gar wenig sind und nicht viel taugen), Kraut und Loth und Proviant (dieweil mancher unter ihnen fast kein Küllmit Roggen zu Brot mehr im Vorrath hat).“

¹⁾ Die Berichte, die hier nach den Originalen wiedergegeben werden, sind alle an Gr. Dahlberg gerichtet, bis auf einen, wo dann die Adresse (an Strohkirch) besonders angegeben wurde. Ganz Unwesentliches wurde in den Berichten ausgelassen (. . .), ebenso, und wie ich glaube zum Vortheil der Lesbarkeit, alle bloßen Kanzleiphrasen, wie unterthänigst 2c.; für zweifellose Ortsnamen wurde die heutige Schreibweise angewandt. In der Datierung ist im Folgenden überall der schwed. Kalender gebraucht, der dem gewöhnlichen alten Stil damals um einen Tag voraus war.

Marienburg, 29. October 1700.

Was Ew. Hochgr. Exc. vom 23. Oct. a. c. an mich in Gn. haben gelangen lassen, davon habe die beigelegten Placaten alsofort an gehörige Dexter bestellet, wie auch an die Herren Seelsorger meines Districtes citissime Nachricht ertheilet. Was nun darauf in schuldigster Unterthänigkeit zu antworten habe, bestehet in Folgenden:

Es ist Gott Lob! hiesiges Revier, ohngeachtet rings um uns her es trübe und trübselig aussiehet, dennoch im Stande beständiger Devotion und Treue gegen unsern Allergnäd. König und Herrn. Dahero auch an Gehorsam gegen hochbesagte Placaten kein Manquement erfunden wird. Ich vernehme vom H. Landrath Vietinghoff und berichte auf sein Geheiß, daß die vormals anbefohlene Zusammenbringung der Decken und Säcke allbereit geschehen und dieselbe parat sind. Nur hindert die izige unbeständige Witterung, daß mit dero Überbringung noch muß gezögert werden. In Zusammenbringung der Pelze zc. geschiehet ebenfältiger gehorsamer Fleiß. Es wird aber an der Zahl deroeselben ein Mangel zu besorgen sein und zwar nicht aus nachlässiger Triebjamkeit derer Herren possessorum, sondern, — welches ich re vera und auf mein Gewissen betheure — aus Ermangelung der Felle, welche an diesen Dertern allerdings unmöglich mögen aufgebracht werden. Ein Bauer sammet über 3 bis 4 Jahr über einem Schafpelz. In Vorrath liegende Felle aber sind durch den ganzen Tractum ganz nicht zu erfragen; dahero dieselbigen Pelzen, die etwa ein Bauer träget, zu solchen Zweck gesammet werden; so sie denn nicht so groß und räumlich, auch nicht an der Zahl so viel seind — maßen wahrlich ofte in dem sechsten oder mehreren Bauer-gefindern nicht ein tüchtiger Pelz zu finden, — so wird doch der schuldige Gehorsam einen jeden dahin leiten, zu thun, als wie nur wird möglich sein.

Nicht minder habe das Vertrauen zu denen H. Pastoren dieses Districtes; dabei aber hinterbringe in Wehemuth, daß der mehrere Theil deroeselben unter feindlicher Drangsal und angemasteter Herrschaft nicht wird leisten können, was sonst von Grund der Seele herzlich gerne geschähe. Da vor einigen Wochen Ew. Hochgr. Exc. mir die Zusammenbringung der Artilleriepferde demandirte und ich stündlich den Circularboten herumsendete, kam doch derselbe nicht weiter bis Seßwegen; von dannen wurde er durch des Feindes Gegenwart zurückgekehret und H. Pastor Neudahl schrieb dabei: er möchte eher seinen izigen und des Kirchspiels Zustand mit Thränen, als mit Dinte berichten können. Der Lasdohnsche H. Pastor Klemfen

aber schrieb ausführlicher, daß die allsämtlichen Kirchspiele Laudohn, Lasdohn, Bersohn, Calzenau, Fehnten, Erlaa, Sijegal, Pöbalg, Festen, Mächeraden zc. nach Eroberung Kokenhufens unter die Disposition und schweres Joch des Feindes gerathen. Und weil denn dergleichen, wo uns nicht vor zuszierenden Strömen Hilfe geschiehet, vielen anderen und auch unsern Orte eben also ergehen dürfte, als habe sothane Briefe durch einen Expreßten S. Kgl. M. zugesendet . . .

Ach! daß doch hiesige wenige Garnison wäre hier gelassen worden! Es hat hiesige Bauerschaft bishero noch allezeit sich in der Sphäre der Treue und Gehorsams behalten lassen; auch so sie durch ein publiques Aufbot wozu erheisset worden, als die Wege zu verhauen, die Grenzen gegen Polnisch-Livland zu bewahren zc. haben sie sich nimmer geweigert. So auch noch was mehr erfordert worden wäre, zweifele nicht, daß männiglich hiezu willig sich hätte finden lassen. Da aber dieser Bauersmann ersah, wie die Garnison abgefordert wurde und weg ging, da gestehet ich, daß eine Alteration durch das ganze Kirchspiel sich merken ließ. Ist's möglich, gnäd. Herr, so möchte eine kleine Mannschaft wieder hierher beordert werden. Ein treuer Freund aus Polnisch-Livland berichtet uns von einem Einfall, der aus Ludsen von denen Schnapphähnen zu besorgen. Hiezu gehöret Herzhaftigkeit, den Bauer wieder zu voriger Courage zu bringen und in den Stand seines vorigen guten Vernehmens zu setzen, wozu denn der Anblick königl. Knechte ein Großes thun könnte. In Petschur ist alles voll Kriegsleute, die mit Deutschen untermenget sein sollen und hat des H. Pastoris von Neuhausen Frau und Kinder ihre Retirade gestern zu uns anhero genommen. Dieses alles bekräftiget dasjenige, was ich oben schreibe, daß rings um uns es trübe und trübselig aussehe; jedoch verzagen wir noch nicht. Gott höre Gebet und rette uns zc.

* * *

Etwa vierzehn Tage später¹⁾ erhielt Glück die Nachricht, daß die Feinde in Sehwegen ständen und daß man in Pöbalg demnächst moskowitische Kosaken erwarte, die dort Winterquartiere nehmen würden. Der Pöbalgsche Pastor Rhode hatte ihm einen an den „wohlvertrauten Amtsverwalter“ Hermann Wicht gerichteten Zettel²⁾ überfandt, in welchem über diese Kosaken aus Berßon berichtet wurde: „Das Command haben 2 Obristen, die können kein Deutsch; es ist aber ein Major Klopffmann, der ist ein Deutscher, welcher allhier bei dem H. Obristen Münster, so hier stehet, gewesen und verspricht gute Command zu halten und es meinen Nachbarn zu wissen zu thun, damit sie nicht flüchten, auch den Bauern anzufagen

1) Bericht Glücks an Dahlberg, dat. 15 Nov. 1700.

2) Von P. S. Barth, dat. Berßon, 12. Nov. 1700.

nicht zu laufen, allein vor ihrer Ankunft ihr Vieh und Habseligkeit, wo der Marsch durchgeheth, in Acht zu nehmen.“ Eine solche Warnung war freilich sehr nöthig. Nur allzubald sollte auch Marienburg kennen lernen, wie Kosaken hausten. Das zeigen die nächsten erschütternden Berichte Glücks an Dahlberg und den König vom Januar in greller Beleuchtung.

*

*.

*

Sagnitz, 4. Jan. 1701.

Nach in derselbigen Flucht, die nicht nur ich, sondern alle Eingepfarrten meines Kirchspiels vor denen Räubern und Schnapphähnen nach ausgestandener kosakischen Drangsal ergreifen müssen, ergreife ich meine Feder, Ew. Hochgr. Exc. sothane Noth und Elend zu eröffnen: und zwar, wie die Kosaken bei uns grassiret, solches lege ich durch die Copie des hierob an die Kgl. M. gethanen Berichts auch vor Ew. Hochgr. Exc. demütigst nieder. Was aber nach solcher Zeit, da wir alle geflohen, durch die Räuber und eigene Bauren wird verübet sein, darob ist mein Expresser noch nicht zurück und weil er so lange ausbleibet, muß es wohl allda nicht wohl mehr zustehen. Ich finde in hiesigen Revier so viel Dragouner liegen, daß auch dero eine Hälfte zu unserer Rettung hätte genug sein können und hätten noch dazu bei solcher Hülfsleistung reich werden können. Nun aber ist's zu spät. Ich will jedennoch in diesen meinem Exilio die hochobrigkeitl. Placaten des Kgl. Dankfestes¹⁾ in beiden Präposituren wohl bestellen . . . Gott helfe unsern Jammer tragen und überwinden . . .

Der beigelegte Bericht an den König lautet:

Sagnitz, 2. Jan. 1701

P. T.

Reich und Lande und alle Untertanen Ew. Kgl. M. bejauchzen und nehmen erfreuten Theil an dem glorieusen Sieg, womit der höchste Gott dero gerechte Waffen gesegnet und bekronet hat und beglückwünscht dahero auch der Clerus des Kosenhusischen Districtes durch dieses allerunt. Blatt solches Heil und rufet herzinniglich: der Herr helfe und fördere im neuen Jahre, der Herr lasse alles wohl gelingen.

Dabei treibet mich die pflichtschuldigste Treue und auch die Noth, Ew. Kgl. M. den Jammer und erlittene Trübsal des Marienburgischen Kirchspiels durch die kosakischen Pressuren und Drangsale allerunterthän. zu eröffnen. Es ist eine russische Colluvies, die zwar nicht den Namen von Soldaten, mehr aber den von Räubern meritiret, bestehend in 2000 Mann,

¹⁾ Für den Sieg bei Narwa. Es wurde am 5. Febr. gefeiert.

aus der Ukraine her vom moskow. Czaren dem Könige in Polen überlassen worden. Selbe Bösewichte sind mit der Armada, wie sie es nennen, von Smolensk abgegangen und haben eine große Artillerie bei sich, die sie in Kreuzburg (an der Düna in Polnisch-Livland) haben stehen lassen und sind von dannen ins Berjohnsche, Sezwegensche, Tirjensche gegangen und haben sich aller umliegender Güter, welche diesseits Kokenhusen liegen, contribuiren lassen, endlich auch gar zu uns nach Marienburg gekommen. Zwar der Obriste Münster¹⁾, ein Deutscher, ist mit seinem kosakischen Regiment zu Berjohn stehen geblieben, das andere aber, bestehend in etwa 1000 Mann, aber unglaublich mehr Pferde und anderer geraubten Beute, rückte zu uns an und wurde von 2 Obristen eben selbiger Nation commendiret, hatte auch keinen Deutschen bei sich, als nur einen Major Kloppman, der sich kgl. polnischen Commissarium nennete, und einen Lieutenant Vietinghoff, beide waren Curländer und gehörten eigentlich nicht zu diesem Geschmeiße, sondern waren um der Sprache willen, theils auch zu Compescirung dieser intractablen Nation ihnen zugeordnet. Der Anfang ihrer Pressuren wurde zu Marienburg am 21. Nov. durch einen Brief gemacht, worin sie eine unglaubliche Summe Geldes und Getreide forderten und in entstehendem Falle über 2 bis 3 Tage die kosakische Execution andräueten. Wir gaben hiervon alsobald dem in der Nähe zu Kirumpä damals stehenden H. Obristen Romanowiz Nachricht und sendeten Copien der Dräubriefe mit, schrieben auch ebensolches nach Riga an S. Exc. den H. Gen.-Gouverneur Dahlberg. Inmittelst aber, damit wir nicht, bevor uns Rettung geschähe, von diesen Wüterichen verderbet würden, ließen wir Führen von Getreide, die Execution damit zu hemmen, nach Tirsen zu ihnen abführen; sendeten dabei ein paar aus unsern Kirchspiel dahin, die ihnen das erschreckliche Quantum ihrer Forderung remonstriren sollten, welches so viel weniger konnte erlegt werden, als die Einwohner wegen der nach Riga gesperrten Commerciën kein Geld hatten und auch die Bauern wegen der russischen Schnapphähne theils verlaufen, theils sich verkrochen hatten. Die Antwort aber, die wir empfangen, bestund darin, die Contribution sollte und mußte entrichtet werden; zu Erfindung Geldes wolten sie Freiheit geben, Flachs, Hanf und Leinsamen nach Riga zu führen, keineswegs aber Getreide, Branntwein oder sonst andere Contrabandewahren; wegen Überfalls der russischen Schnapphähne verhiessen sie uns

¹⁾ Münster, „einem bösen Menschen“, wurde etwa im Mai 1701 von dem Rittm. Lorenzen bei Konneburg, wie Kesch sagt, „der Hals gebrochen“.

Hülfe und sendeten uns einen Brief in weißpreussischer Sprache geschrieben und mit 3 Siegeln besiegelt, den wir zu unser Sicherheit solten denen vielleicht einfallenden Motten vorzeigen. Ich machte mir darauf wegen solches Briefes ein Gewissen und berief die sämtlichen Herren possessores der Güter ins Schloß, that eine Frage an sie, ob es wohl mit der Treue, die wir unserer hohen Obrigkeit schuldig sind, harmoniren könnte, solchen Schutzbrief anzunehmen? Darauf verbunden wir uns schriftlich, in unverrückter Treue gegen unsern allernäd. König, welcherlei Leiden auch über uns ergehen würde, beständig auszuhalten und auf die Rettung durch dero Truppen geduldig zu hoffen, doch weil die Gefahr so groß, daß wir alle Nacht die Mordbrände, welche die Schnapphähne verübeten, hell und klar um uns herum sahen, so wollten wir uns dieses Briefes auch gegen solchen Überfall bedienen, so er uns was helfen könnte und doch in untermth. Gehorsam gegen unsere Obrigkeit allstets verharren, damit nicht, ehe unsere Rettung geschähe, unser Revier durch die Mörder, noch auch durch diese selbige Kosaken ruiniret würde. Inmittlest kam der präfigirte Dienstag heran, welcher zur Execution bestimmt war, im Fall kein Geld nach Tirsen gesendet würde. Da wurde uns nun so viel hanger und sendeten zwar einen abermal entgegen und zwar den jungen Meudelstadt¹⁾ aus unsern Kirchspiel, welcher mit dem Majeur Kloppe mann vormals gebienet, selbe Summe nochmals zu depreciren. Aber unterwegs begegnete ihm schon besagter Majeur mit etwa 300 Mann, sothane Gelder von uns einzutreiben. Da gab nun zwar ein jeder, was er bei seiner Seele hatte, daß er dem Unglück entrinnen möchte und wurden aus denen 3 Kirchspielen Marienburg, Schwaneburg und Seltinghof etwa 800 Rthlr. zusammen gebracht. Dies aber schien ihm viel zu wenig, doch verübete er keine Gewalt (wie denn gewiß er ein leutseliger Mann war), sondern beklagte sowohl sich, wenn er ohne Geld wieder dorthin kommen würde, als auch uns, weil er besorgte, es würde der ganze Haufe, (der ohne dem nach Rußland wiederkehren wolte), zu uns herüberkommen und große Gewalt thun. Darauf zog er ab und wir dankten Gott, der uns von dieser ersten Pressur erlöset hatte.

Wenige Tage aber darauf erschallete leider das Gerüchte von dero und zwar des ganzen Haufens Wiederkunft und Anzuges; denn sie hatten den Maj. Kloppe mann, den sie wegen so wenig Gelder die Riemen

¹⁾ So im Orig.; vielleicht Mandelstäd.

angebothen, mit Gewalt zurückgekehret und stunden die Nacht 3 Meilen von hier zu Seltinghof. Ein Theil aber von ihnen hatte sich nach Abfel gewandt und schrecklich da hausieret, das Schloß geplündert, den Priester gepeitschet und beraubet, die Kirche zernichtet, die 2 Glocken mitgenommen und unterschiedliche Teutsche allda gefangen, die sie mit zu uns brachten. Der Maj. K l o p p m a n n indessen sendete durch die Nacht einen eiligen Boten zu uns und ließ heimlich wissen, im Fall wir könnten eiligst etliche 100 Bauern ins Schloß versammeln, so wolte er von denen Kosaken entrinnen und sich zu uns begeben und das Schloß defendiren helfen, weil er seines Lebens unter ihnen nicht mehr sicher wäre, aus Ursache, daß er wegen der greulichen Excessen sie bescholten. Es war aber in solchen Schrecken und Confusion nicht möglich 50 Mann aufzubringen, ohngeachtet man die Arbeiter zu erlassen zusagte, welche ohne dem von sich selbst wegliefen. Da kam nun endlich dieser Schwarm an und zertheilten sich dero Haufen täglich durch die Gebieter und führten alles Heu vor sich zusammen, was auf 1 $\frac{1}{2}$ Meilen und weiter rings um das Schloß befindlich war; des Nachts aber beraubeten sie die Leute und nahmen Pferde, Kleider, Kessel zc., brachten auch alle Einwohner und teutschen possessores des Kirchspiels gefangen ein. Der Jammer war nicht zu beschreiben, denn weder Mann noch Frau behielt einen Rock oder Hemde, sondern wurden ganz nackt und beraubet eingebracht; dazu hatte man sie vorhero gepeitschet, mit Stricken um den Kopf geknebelt zc., daß sie noch dazu sagen solten, wo sie das Geld vergraben hätten. Über dieser Noth fiel man nun dem Maj. K l o p p m a n n zu Fuße, weil beim Obristen keine Erbarmung war. Er aber eröffnete sein eigenes Anliegen, wie übel ihm selbst dabei zu Muth wäre; doch that er noch einen Vorschlag: im Fall er einen treuen Boten haben könnte, so wolte er versuchen, harte Ordre aus Kosenhusen an die Obristen zur Einstellung solcher Tyrannei zu bewirken, ob etwa solches noch was helfen könnte. Dies geschah zwar, der Bote aber kam mit einem Briefe zurücke, darin der Commandant¹⁾ wünschete, daß alle solche Canaille von denen Schweden möchte todgeschlagen werden und dem Majeur Ordre gab, daß er bei so gestalten Sachen nur suchen möchte zu echappiren. Inmittelst hatte ich nicht unterlassen, diese Noth dem commandirenden Oberbefehlshaber der Truppen Gw. Kgl. M. bei Kirumpä zu notificiren und dabei gezeigt,

1) Sächf. Commandant von Kosenhusen war Oberst Bose.

wie leicht es wäre, dieses Übel mit weniger Mannschafft abzuhelfen, was vor Vortheil daraus erwachsen könnte zc. Und selben Brief brachte der Irrendator von Schreibershof, Dahlen, selber dahin, der in solcher Treue, damit die Rettung schleunig geschehen möchte, auch sein eigen Haus zu salviren versäumete und schleunig nach Kirumpä fortreisete. Daher es geschah, daß andern Tages darauf die Räuber und Schnapphähne desselben Frau und Sohn ergriffen und nach Petschur gefangen fortgeführt, der abominablen Handlung zu geschweigen, die sie daselbst und dabei mehr verrichtet. Wir aber hoffeten stündlich von Kirumpä unsere Erlösung, weil wir erfuhren, daß unsere Noth ihnen nun ziemlich bekannt und entdeckt war.

Bishero war ich noch frei und hatte Erlaubnis, die Gefangenen zu besuchen, auch den Gottesdienst vor sie auf'm Schlosse in einer Stuben zu halten. Daselbst haben wir mit Thränen und Heulen betriübte Weihnachten gehalten. Den dritten Weihnachtstag wurde auch ich gefangen gesetzt unter dem Vorwand, daß ich meine Frau weggesendet¹⁾ und von Dörpt Briefe wegen Anzugs der Schweden empfangen, welche ich vor ihnen verhehlet hätte. Da entfiel denn vollends der Muth der ganzen Gemeine und besorgte sich ein jeder, daß nun unsere Wegführung über die Grenze bald geschehen würde. Auch waren Ordres vom kosaqischen Feldherrn aus Pleskau gekommen, daß der eine Obriste dahin kommen und ein Theil des Raubes mitbringen sollte. Da wurden nun etliche 100 Pferde ausgelesen und viel Schlitten mit angefüllten Gütern und Kisten in Begleitung 300 Mann dahin abgeführt. Der Majeur Klopman begleitete den Obristen dahin und that uns heimlich zu wissen, daß er bei dieser Reise den letzten Versuch thun wolte uns zu retten, weil er sich auf die Gunst des Feldherrn sehr verließ. Nach 4 Tagen aber, da sie wiederkamen, geschah Anstalt zu ihrem plötzlichen Ausbruch. Ich wurde nebst denen andern Gefangenen vor Ranzion, soviel noch ein jeder zu Wege bringen oder von andern entlehnen konnte, erlassen, also daß nur 4 Teutsche mit gefangen fortgebracht wurden. Die letzte Stunde aber ihres Abzuges war die schwereste, denn auf'm Schlosse blieb kein Pferd oder sonst was an Betten zc., welches sie nicht alles hätten mitgenommen; in meinem Pastorat geschah ein Einfall und wurde über dem Pferderaub mein Verwalter todtgeschossen.

1) Glücks Frau scheint längere Zeit in Dorpat geblieben zu sein oder doch später wiederum dort sich aufgehalten zu haben; wenigstens ist sie den 5. Sept 1701 als Bathin aufgeführt. Dorp. Joh. Kirchenbuch.

Der Majeur aber that bei seinem Abschiede an uns die Warnung, daß ein jeder nun zusehen möchte, wie er sein Leben eilig retten könnte, weil er zwar beim Feldherrn gnüglieh angehalten, daß denen Schnapphähnen gesteuert würde, aber zur Antwort bekommen: es sei Kriegszeit! Meinete auch vor gewiß, daß sie die folgende Nacht einen Einfall bei uns thun würden. Da ging denn und lief ein jeder, wer sich noch regen konnte; die erlöseten Gefangenen, weil sie kein Pferd behalten, gingen ein jeder weinend wo sie hinkonten und blieben also in einer Stunde Schloß und alle Höfe des ganzen Kirchspiels ledig.

Dis ist, Allergnäd. König und Herr, die wahrhafte Relation alles dessen, was sich bei uns und wie sich's zugetragen. Ach! es wäre leicht gewesen, diese Canaille zu vertilgen, welche des Tages sich auf die Hälfte nach dem Raube zertheilet hatte und des Nachts fast keine Wache hielt, sondern in den Häusern als Bestien lagen; dazu lagen die Officier im Schlosse und die Gemeinen im Hackelwerke. Die Schloßpforte aber stund Tag und Nacht offen und waren nicht über 50 Mann, die im Schlosse in den Stuben der Obristen und andrer Officier die Wache hielten. Ihr Gut, was sie bei sich hatten, war sehr groß und hatte der geringste Kosak einen Beutel an seinem Halse unterm Pelze hangen, darin zu 20 bis 50 Athlr. waren, der schönen geraubten Pferde, Kupfer, Zinn, Kisten und Kasten zu geschweigen. Ihr Gewehr aber war liederlich und der Gebrauch des Gewehrs lächerlich. Nun gehen wir, Allergnäd. Herr, im Elend und in der Irre. Der einzige Vorschlag, den ich in tiefester Unterthänigkeit zu unserer Wiederkehrung thun kann, bestehet darin, daß etwa 100 Soldaten (nur Fußknechte) in das Marienburgsche Schloß möchten verleget werden; so irgend einige Dragoner könnten dabei sein, die auf die Schnapphähne ein wachendes Auge haben könnten, wäre es so viel besser. Auf solchen Fall, wenn die Bauren sehen, daß der erste Stamm aus Soldaten bestehet, wollen viel redliche Bauren sich zu ihnen gesellen und bitten nur um Gewehr und Pulver und Blei. Dis ist, was mir nächst Gott Hoffnung macht, daß unsere Dertter vor fürderer gänzlicher Panoletthrie beschützet und das annoch daselbst übrige Getreide zu Dienst und Nutzen Ew. Kgl. M. bewahret und das Exilium der armen Einwohner soulagiret werden mag. Bis ich diese Allergnäd. resolutions in unterthän. Freude vernehmen werde, will ich mich allhier in Sagnitz, Mentzenhof und an denen Grenzen meines Kirchspiels aufhalten, daß ich meiner Gemeinde jedoch auch in derselbigen Flucht nahe bleiben möge. So ich übrigens Ew. Kgl. M. mit meinem

Amte oder andern unermüdeten Diensten oder mit Känntnis der russischen Sprache, absonderlich so dero heilige Intention nach Rußland gerichtet ist, oder irgend auf eine andere Weise zu dienen vermag, bin ich, der ich nur auf Allergnäd. Befehl hoffe, dazu der allererbötigste. Gott kröne alle fürdere Handlung Ew. Kgl. M. mit Sieg und Gnade wie mit einem Schilde zc.

* * *

Man kann kaum daran zweifeln, daß dieser Bericht an den König, diese dringende Vorstellung der Gefahr mit die unmittelbare Veranlassung wurden, daß Karl XII. den Generalmajor Sg e n s beauftragte, einen Vorstoß nach Petschur zu machen, der im Februar auch ausgeführt wurde und daß Schlippenbach zum Schutz nach Marienburg kam, wie Glück erfreut in seinem nächsten Berichte dem Grafen Dahlberg melden kann.

(Schluß folgt.)



Bergeffene Worte.

Uⁿter diesem Titel veröffentlicht der „Pribaltiiski Listok“, das jüngste russische Preßorgan der Ostseeprovinzen, einen Artikel, der in der Uebersetzung der „Neuen Dörptschen Zeitung“ (Nr. 213 vom 23. Sept. 1894) folgenden Wortlaut hat:

„Die Zeit, die wir gegenwärtig durchleben, ist eine schwere. Wirthschaftliche Calamitäten, Verworrenheit in den Beziehungen zwischen den Menschen, den Nationen und sogar den einzelnen Stämmen, endlich Wanken der Vernunft und Verwirrung des Gedankens in Sachen des Glaubens und des Gewissens — Alles das stört und hindert auf die eine oder die andere Weise den natürlichen, regelrechten Gang des Lebens. Die Verkehrung desselben ist so groß und vollzieht sich so rasch, daß man sie nicht durchdringen und kritisch Stellung nehmen kann. Daher hat auch noch jüngst einer der bedeutendsten Repräsentanten des russischen Geistes gemahnt, „Halt zu machen und Umschau zu halten“. Und es ist in der That Zeit dazu, es ist Zeit, das eigene Leben und die eigene Thätigkeit und das Leben und die Thätigkeit der Gesellschaft zu prüfen. Die Verwirrung der Begriffe ist erschreckend.

Statt des Wesens der Sache sieht man nur das Außere derselben, statt der in der Tiefe ruhenden Idee nur die schwankenden, wechselnden Formen. Die traurigen Folgen zeigen sich überall. Der gewandte Streber deckt sich mit dem äußeren Schein eines uneigennütigen Arbeiters für das allgemeine Wohl und ist bestrebt, auf Kosten dieser selben Gesellschaft zu leben, der er angeblich dient; gewissenlose Carrièremacher, Menschen ohne Herz und Gewissen spielen oft eine hervorragende Rolle und kommen nur infolge der Vertrauensseligkeit und der Kurzsichtigkeit ihrer Umgebung vorwärts. Und umgekehrt — nur zu oft muß man sehen, wie aufrichtige

Ueberzeugung, heißer Drang nach dem Licht, der Wahrheit und dem Guten für etwas Anderes, für etwas Unerwünschtes und Verdächtiges gehalten wird. Besonders vorsichtig muß man sich in dieser Hinsicht auf dem Gebiet des religiösen Glaubens und der religiösen Ueberzeugung verhalten. Einst schrieb ein Publicist, der in Rußland für einen der bestgesinnten gilt:

„Wohl kaum können sich die Obliegenheiten des Staates auf das Gewissen erwachsener und selbstständiger Personen erstrecken; wohl kaum darf der Staat sein Schwert zwischen das Gewissen des Menschen und Gott strecken. Wir können über den Abfall eines Menschen trauern, aber wir müssen die Freiheit seines Gewissens achten. Wäre es besser, wenn er heuchelte und die Kirche durch eine erlogene Vereinigung mit ihr entweiht?“ M. N. Kattow, Aufsätze, S. 390, Theil I, Ausgabe von 1887). Diese und ähnliche Gedanken werden wach, wenn man das Jammern gewisser Führer hört, welche die Einmischung der staatlichen Gewalt in Sachen des Gewissens und des Glaubens herbeirufen. Alles das ist das Ergebniß einer Epoche, die von einer zu materialistischen Richtung, einem Trachten nach leichtem Erfolg und billiger Popularität beherrscht wird. Und hier fühlt man am stärksten den Drang, an die vergessenen Worte zu erinnern: Achtung vor der Humanität und der Freiheit des menschlichen Gewissens.“

Dem Citat des „Pribaltiiski Listok“ fügen wir unsrerseits noch ein anderes hinzu, das also lautet:

„In den Ostseeprovinzen war das deutsche Element kein Volkselement. Dennoch gewährt Rußland und wird ohne Zweifel auch künftig deutscher Sitte und Cultur in jener Landschaft alle mögliche Freiheit gewähren. Gott behüte uns vor dem Wunsche, daß etwa das dort auf Grundlagen, welche der ganzen civilisirten Welt gemeinsam gehören, begründete Unterrichtssystem irgend welcher Umwandlung im Sinne von Projecten von Petersburger Schulcomités unterliege; daß etwa die baltischen Gymnasien unter die Revolverwalze unserer Unterrichtsanstalten gelangen und so allerlei Einflüssen des Zufalls und allerlei urplöglischen Umwälzungen anheimfallen. Möge der Unterricht in den Gymnasien und an der Universität in deutscher Sprache stattfinden; dagegen Protest erheben, hieße unsrerseits in der That falschem Nationalstolz fröhnen, von dem wir doch, Gottlob, völlig frei sind.“

(„Moskowskija Wedomosti“ Nr. 109 vom 17. Mai 1864. Uebersetzung des „Dorpater Tageblatts“ vom 22. Mai 1864 Nr. 119).



Poetische Uebersetzungen

aus dem Russischen von Andreas Ascharin.¹⁾

Flüstern, leises Athemholen
Nachtigallenschlag,
Murmeln, Rauschen, wie verstohlen,
Von dem Wiesenbach.
Nächt'ger Schatten tiefes Dunkel
Ueber Feld und Au,
Goldnen Augenpaars Gefunkel,
Morgenfrischer Thau.
Fern am Himmel rother Rosen
Wunderbare Pracht,
Seufzer, Thränen unter Rosen —
Und der Tag erwacht!

N. Fet. (Schenfschin † 1892.)

B u d d h a.

Im Gebirge rauh und wild, inmitten
Finstreer Schluchten, wo der Herbststurm braust,
Zog umher mit wankend müden Schritten
Eine Pilgerschaar arm, unbehauft.

¹⁾ Die nachstehenden Uebersetzungen sind mit freundlicher Bewilligung des Verfassers einer Sammlung entnommen, welche binnen kurzem unter dem Titel „Nordische Klänge“ im Verlage von Jonck & Poliewsky in Riga erscheinen wird.

Lumpen, die des Bettlers Reid nicht wecken,
 Ihre Blößen nothdürftig bedecken;
 Frost und Hunger geben das Geleit,
 Und zum Ganges ist der Weg noch weit.
 Plötzlich schimmert zwischen dichten Bäumen
 Eines Tempels hohes, spitzes Dach;
 Und sie suchen Schutz dort ohne Säumen
 Vor des Wetters rauhem Ungemach.
 Sieh! vor ihnen auf erhab'nem Throne,
 Königlich, ein steinerner Gigant —
 Buddha ist's; in seiner Porphyrkrone
 Blikt wie Sonnenlicht ein Diamant.
 „Brüder“, löst der Ehrfurcht stumme Bande
 Einer aus der Schaar: „wir sind allein!
 Wie viel Brot und Silber und Gewande
 Könnten kaufen wir für diesen Stein!
 Buddha braucht ihn nicht: Sein Haupt umgeben
 Himmelslichter mit weit heller'm Glanz;
 Daß sie schmücken seines Ruhmes Kranz,
 Rief der Herr des Himmels sie in's Leben.“
 Und die Herzen von Begierde wild,
 Schleichen lautlos sie zum Gottesbild.
 Doch kaum rühren zagend ihre Hände
 In das Heiligthum, — da dröhnt ein Schlag,
 Blitze flammen, frachend bersten Wände,
 Und der Donner ruft das Echo wach.
 Schreckbetäubt am Boden liegen Alle . . .
 Einer nur steht aufrecht in der Halle;
 Hoch das Haupt, spricht er mit kühler Ruh'
 Zu dem Gott: „mit Unrecht zürnest Du!
 Oder lügen Deiner Priester Lehren,
 Daß Du sanft und mild und voller Huld,
 Daß Du kommst, der Erdennoth zu wehren
 Und zu tilgen Sünde, Pein und Schuld?
 Um ein Häuflein Aermster zu bedrohen,
 Das die Hand nach einem Stein gereckt,
 Liebest Du, vom Rachegeist geweckt,

Deines Zornes Flammenpfeile lohen.
 Hungernden entrißest Du das Brot,
 Lebensmüden dräutest Du den Tod!
 Herr des Himmels, send' aus Deinen Höhen
 Deine Feuerfaat auf mich herab, --
 Arm und elend, an des Bettlers Stab,
 Siehst Du mich als Gleichen vor Dir stehen
 Hier im eig'nem Haus ruf ich Dir zu:
 Strenger Gott, mit Unrecht zürnest Du!"
 Und o Wunder! Daß sie ohn' Gefährde
 Und gehorsam göttlichem Befehl,
 Aus der Krone brächen das Juwel,
 Neigt das Steingebild sein Haupt zur Erde.
 Vor den Bettlern, die des Schreckens Raub,
 Demuthvoll, mit bittender Gebärde,
 Liegt der Herr des Weltenalls im Staub.

Merezhkowskii.



Woher stammen die Rigenser?

(Schluß.)

Wie neben den Ländern auch Landestheile ihre eigenen Namen hatten, so auch neben den Städten Stadttheile; so könnte der Name Werth auf einen Stadttheil von Barmen, der Name Linden auf eine Vorstadt von Hannover, der Name Wiedner auf die Wiener Vorstadt Wieden weisen. Als Theile von Ländern und Städten haben denn auch die einzelnen Höfe und Häuser ihre Namen, und nach ihnen sind nicht wenige Personen benannt. Namen von Höfen tragen z. B. fast alle alten Adelsgeschlechter. Aber hier wird die Forschung unmöglich, und ich beschränke mich hinsichtlich der Höfe auf die Familiennamen Rigas, die mit Namen baltischer Gutshöfe übereinstimmen. Von Gütern resp. Kirchspielen Livlands finde ich: Bickerneck, „der aus Bickern“, Klingenberg, Lindenberg, Ringenberg, Treyden, Uexküll aus dem Rigaschen Kreise; Ballod, Breslau, Burtneek, Daugull, „aus Daugeln“, Eck, Kolberg, Rosenblatt, Straupe und Straup nebst Straupmann, „der aus Kooop“, Rubben, „der aus Papendorf“, aus dem Wolmarschen; Krasch, Dubinsky, Freudenberg, Laudon, „aus Laudohn“, Lubanowsky, „aus Lubahn“, Margen, Nachtigall, Nitawsky, „aus Nitau“, Pehalg, Roseneck, Rauning, „der Konneburger“, aus dem Wendenschen; Bahnus, Goldbeck, Ilfen, Lohde, Marienburger, Rosen, Selting, Smiltneek, „aus Smilten“, Wittkop aus dem Walkschen; Braunsberg, Dibritsil, „aus Dibritküll“, aus dem Werroschen; Ecks, Marienhof aus dem Dorpatschen; Berst, Schwarzhof aus dem Fellinschen; Friedenthal, Kerkau, Jacobi, Michaelis aus dem Bernauschen; Leo, Loewel, Masik, Sandel, Wolde aus Desel. — Viel mehr Familiennamen Rigas weisen

auf Güter Kurlands hin. Doch tragen sehr viele Güter in Kurland lettische Namen, die nach einem Naturgegenstande gewählt sind, einem Baum, einem Thier u. dgl., also mit den Gesindenamen übereinstimmen, und andererseits verrathen sie insofern oft ein jüngerer Gepräge, als sehr viele nach den Besitzern genannt sind; daß so weit verbreitete lettische Familiennamen, wie Nispurr, Npsehn, Nsfer, Nirsgall, Nschrwe, Eglisht, Effer, Gulbe, Jaunsem, Jrbe, Keedre, Meschneef, Muischneef, Ohsol, Oschen, Plawneef, Stirne, Spahr, Strasde, Sutte, Npmaal, die Bedeutung „vom Gute Nispurn, Npsen, Npsfern, Nirsgallen“ u. s. w. haben sollen, ist durchaus unwahrscheinlich, und ganz sicher benennt der Familienname Nönne nicht einen Mann „vom Gute Nönnen“, sondern das Gut Nönnen ist nach der aus Nönne auf der Insel Bornholm stammenden Familie Nönne benannt. Aber zwischen Wahrscheinlichem und Unwahrscheinlichem zu scheiden, ist da unmöglich, nennen wir daher alle zusammenklingenden Namen: Bergfriedt, Brandenburg, Buding, „von Budingern“, Druck, Drucke, und Drucka, „aus Druckenhof“, Grünfeldt, Lapskain, Mesit, Saling, „von Salingen“, Zimmer, „von Zimmern“, aus dem Doblenschen; Drake, „von Draken“, Dsirkal und Dsirkall, „von Dsirkaln“, Kruß, „von Krussen“, Nahden, Stelpe, „von Stelpenhof“, aus dem Bauskeschen; Blieden, Ihle, „von Ihlen“, Inge, „von Inzen“, Lestner, „von Lesten“, Marienburger, „von Marienburg“, Pole, Schnicker, „von Schnickern“, Schönfeld, Skarre, Slaguhn und Slagon, „von Schlaguhnern“, Springe und Springer, „von Springen“, Wilkaißky, „von Wilkajen“, aus dem Tuckumschen; Anger, „von Angern“, Ballgall, „von Balgalln“, Liebe, „von Lieben“, Lubbe, „von Lubben“, Ruhm, „von Ruhmen“, Rusch, „von Rutschen“, Stender, „von Stenden“, aus dem Talsenschen; Irbeneef, „von Irben“, Kalle und Kalk, „von Kalken“, Landesen, „von Landsen“, Eissen, Suhden aus dem Windauschen; Bergfeldt, Gaike und Galk, „von Gaisen“, Lickop, „von Licoppen“, Ranken und Ranke, „von Ranken“, Steding, Ulpe, „von Ulpen“, Worm, „von Wormen“, aus dem Goldingenschen; Ambot, „von Amboten“, Basse, „von Bassen“, Bathe, „von Bathen“, Nirseneef und Nirsneef, „von Nirsen“, Freiberg, Grawern, „von Grawer“, Jamaiker, „von Jamaiken“, Laschensky, „von Laschen“, Lehn, „von Lehnen“, Lihz, „von Lihzen“, Minder, „von Münde“, Oldenburg, Regge, „von Reggen“, Remes, „von Remes“, Stember, „von Stembem“, Wange, „von Wangen“, aus dem Hasenpotschen; Nister, „von Nistern“, Kunde, „von Kunden“, Lahne, „von Lahnen“, Preekul, „von Preekuln“, Suster, „von Susten“, aus dem

Grobinschen; Bauder, Dannensfeldt, Herberg, „von Herbergen“, Renneberg, Schmieden, Seze, „von Sezen“, Steinfeld, Wallenburg nebst Wallenburger aus dem Friedrichstädtchen; Affer, „von Affer“, Blossfeldt, Blossfeldt und Blossfeld, „von Blossfeld“, Born, Dannensfeld, Demme nebst Demmer, „von Demmen“, Grenzthal, Grünwald, Isen, Kalkun, „von Kalkuhnen“, Laßen, Laug, „von Laugen“, Lilienfeld, Neufeld, Rosenfeld, Rubin, „von Rubinen“, Schloßberg, Steinburg aus dem Iluttschen; endlich noch Namen, die auf mehrfach in Kurland vorkommende Gutsnamen weisen: Garros, „von Garrosen“, Grünhof und Grünhoff, Kruth, „von Kruthen“, Marienhof, Mater, „von Matern“, Schönberg, Wartak, „aus Wartagen“. — Auch Namen von Gütern Estlands finden sich unter den Familiennamen Rigas: Anger, „von Angern“, Kegel, Kelp, Rosenhagen, Sack und Tischler aus dem Nevalschen; Isak, Karul, „von Karrol“, Kieckel, „von Kieckel“, Marienhof, Noemm, „von Nömmen“, Samme, „von Samm“, Tammit, Tatter, „von Tatters“, Welzer, „von Welz“, aus dem Wesenbergischen; Alp, Afsik, Kalle, Kuff, „von Kuffe“, Marienhof, Seidel, „von Seidell“, Sorgenfrei aus dem Weissensteinschen; Kronthal, Noemm, „von Nömmen“, Paß, Rosenthal, Sternberg, Vogelssang, Wattelssky, „von Wattel“, Wenden aus dem Hapsalschen.

Auch die einzelnen Häuser erhielten früher nach Art der Menschen ihre eigenen Namen, Eigennamen, und nach ihnen sind wieder oft ihre Bewohner genannt worden, so daß wir unter den Familiennamen nicht wenige solcher finden können, die auf bestimmte benannte Häuser zurückzuführen sind. Die Engel, Apostel und Heiligen als Patrone des Hauses mußten ihre Namen dazu hergeben, Sonne, Mond und Sterne, die Zeichen des Thierkreises, die Thiere und Pflanzen, besonders die, denen nach den Anschauungen der Zeit irgend eine Kraft innewohnte oder sonst irgend eine Eigenschaft zugeschrieben wurde, u. s. w. Apotheken, Gasthäuser und Einfahrten haben diesen Gebrauch beibehalten, und die „Schwan-, Adler-, Hirsch-, Löwen“-Apothek, das Gasthaus „zum goldnen Adler“, das Hôtel „zu den drei Rosen“, die Einfahrt „pee breeci“, d. h. „zum Hirsch“, oder „pee faulhtes“, d. h. „zur Sonne“ u. a. veranschaulichen uns noch jene poetische Zeit, in der der Mensch sein Haus wie eine Person ansah, die des Eigennamens ebenso würdig war, wie ein guter Freund. Macaulay macht folgende Schilderung von einer Straße Londons gegen Ende des 17. Jahrhunderts: „Die Häuser waren nicht nummerirt. Es würde in der That von geringem Nutzen gewesen sein, sie zu nummeriren;

denn von den Kutschern, Sänftenträgern, Lastträgern und Laufburschen Londons konnte nur ein sehr kleiner Theil lesen. Es war nöthig, Zeichen zu gebrauchen, die der Unwissendste verstehen konnte. Die Läden unterschieden sich daher durch gemalte Zeichen, welche der Straße ein heiteres und groteskes Ansehen gaben. Der Weg von Charingcross nach Whitechapel ging durch eine unendliche Folge von Saracenenköpfen, Königseichen, blauen Bären und goldenen Lämmern, welche verschwanden, sobald sie nicht mehr als Leitfaden der gemeinen Leute nöthig waren.“ Dieser scheinbar einleuchtenden Erklärung des praktischen Engländer's möchte ich doch nicht so ganz zustimmen: die alte Zeit drückte sich anschaulicher, weil concreter, also poetischer aus; der Bewohner der neuen Welt ist selbst über die Benennung der Straßen schon hinaus und spricht nur noch von der ersten, zweiten u. s. w. Avenue. Es fehlt ja nun wohl auch unseren modernen Straßen nicht an Schildern und Zeichen aller Art; aber der Unterschied zwischen früher und jetzt ist sofort einleuchtend: unsere Kringel, Stiefel und Handschuhe sind Zeichen für Gattungsbegriffe und ersetzen die Aufschrift „hier wohnt ein Bäcker, ein Schuster, ein Handschuhmacher“, während jene alten Zeichen wirkliche Eigennamen waren, wie ja noch jetzt die „Schwanapothek“ nicht Schwäne, das Hôtel „zu den drei Rosen“ nicht immer nur Rosen beherbergt und der Speicher in der Theaterstraße, ein Magazin für's Militär, allem Anschein nach nichts mit Elephanten zu thun hat trotz des Elephanten auf seiner Mauer. Solcher Häusernamen als Familiennamen giebt es nun gewiß auch in Riga eine stattliche Anzahl; doch kann die Erklärung der hierher gehörenden nun folgenden Namen noch weniger, als die der genannten Ortsfamiliennamen, auf Sicherheit Anspruch machen. Solche Häusernamen sind: Loewe und Loewen nebst ihren Diminutiven Loewecke und Loewel, „aus dem Hause zum Löwen“, Raden, „aus dem Hause zum Rade“, Palm, „aus dem Hause zur Palme“, nach Attributen der Kirchenpatrone gewählt; Engel nebst Engelmann, Engler und Engels, nach einem der Erzengel; König, Mohr, Krone, Stern, nach den heiligen drei Königen oder den drei Mohren mit ihren Kronen und ihrem Stern; Lemke, Lemcke, Lembke, Lempke, Lemmchen und Schaaff, der schon genannte Löwe, Taube, niederdeutsch Duwe, nach den Hauptsymbolen des Christenthums; Stier, nach dem Ochsen des heiligen Lucas, Adler, nach dem Adler des Johannes; Kreuzmann, Kreuzmann, Kreuzer, Kreuzer, Rose, Rosen, Rosenbaum, Rosenblatt, Rosenblum, Rosenfranz, Anker, nach Kreuz, Rose, Anker, den Zeichen der drei göttlichen

Tugenden; Sonne, Sonn nebst Soenneken, dazu Kugel, d. h. Feuerkugel, und nochmals Stern, nach den großen Himmelskörpern; Stier, Zwilling, Krebs, Löwe, Stenbock, Wassermann, Fische, nach den Sternbildern des Thierkreises; Kaiser, König, Prinz, Fürst, Graf u. s. w. nach den Potentaten der verschiedenen Länder; Löwe, Bär, Bähr, Behr nebst Bärman und Behrman, Wolf und Wolff, Kiese, „der Kiese“, Worm und Drake, „Lindwurm und Drache“, Strauß, Straus nebst Straußman, Adler, Falke, Falk und Falken, Hahn und Hähnel, Schwan und Schwahn, nach den heraldischen Wesen, wozu die wichtigsten Bäume noch kommen. Eine gar reiche Auswahl von Namen aus dem Thierreich und aus dem Pflanzenreich bietet unser Adressbuch, und der größte Theil derselben wird in das Gebiet der Hausnamen gehören. Dabei werden wir im Allgemeinen den Unterschied machen dürfen, daß die deutschen Namen wirklich Namen von Häusern, die lettischen größtentheils Namen von Gesinden, Bauerhöfen sind, die der Lette ja auch „mahja“, d. h. Haus, nennt; andere lettische, wie wohl auch die russischen dieser Art, werden Phantasienamen sein, d. h. willkürlich gewählt sein, als der Befehl erging, daß jeder einen Familiennamen haben soll.

Folgendes Verzeichniß von Lebewesen läßt sich aus den Familiennamen Nigas excerpiren. Erstens, was läuft: Baer, Bär, Baehr, Bähr, Behr, lettisch Lahz, Lahze, Lahzis, Laats, Lag, Lage, diminutiv Lahzit, Lazit, Lagit, russisch Medwedjew, Medwedow; Loeve, diminutiv Loewecke, Loewel, lettisch Lau, russisch Lwow; Wolf, Wolff, Wulff, lettisch Wilks, Will, diminutiv Wilzing, Wilking, russisch Wolk, Wolkow, Wolkowitsch; Fuchs, niederdeutsch Boß, nebst Reinicke, lettisch Laps, Lapsche, französisch Lapsée, französisch Kennard, estnisch Rehane; lettische Luhs, Luhse, Luhš, „der Luchs“; Marder; Zobel, russisch Sobolew; lettische Uhder, Uhders, Uhdre, Uhdr, Uhdris, Uder, „Fischotter“, dazu Ottermann; lettisches Seske, „Iltis“; lettisches Rohnis, „Seehund“; Biber, Bieber, lettisch Bebbris, Bebberis, Bebris, Beber, russisch Bobrow, Bobrowsky; Hamster; Kage, Kag, russisch Koschkin, Kott, Kottin; Maulwurf, russisch Krotowsky; niederdeutsches Muus, „die Maus“; lettische Wahwer, Waver, „Eichhorn“; Haase, Haas nebst Kohlhase, Fielhase und Lampe, lettisch Saffis, Saxis, Saffe, diminutiv Saffit, Sackit, russisch Saiz, Saitse, Saizin, Saizow, estnisch Jännis; Eber, lettisch Wepper, slawisch Borowsky; lettisches Kumelling, „Pfüllen“; Stier, lettisch Bullis, Bulle, diminutiv Bullin, Bulling, Bulliht; Bock nebst Freibock, französisch Bocké, lettisch Bock, Bucke, Buckis, lettisch Muns, diminutiv Muning, „Schafbock“, und

Mfis, diminutiv Mfhit, Mfit, „Ziegenbock“, russisch Baranow; Schaaff; Lemke, Lemcke, Lembke, Lemmchen; Stenbock, „der Steinbock“; Hirsch nebst Dammhirsch und Femininum Hinde, lettisch Bredis, Breebe, Brede, Brehde, diminutiv Bredit nebst Leelbreed, „großer Hirsch“; Stirne, „das Reh“. — Zweitens, was fliegt: Vogel, Fogel, lettisch Putnin, Putning, Putning nebst Tschafste und Tschafsting, „kleiner Vogel“, russisch Ptizin. Im Besonderen, welche Arten von Vögeln kommen da vor? Adler, Ahr nebst Geier, Geyer, lettisch Ehrglis, russisch Drlow nebst Drlowfky; Falke, Falk, slawisch Sokolow, Sokoloff nebst Sokolowfky und Sokolowitsch; Habicht, lettisch Wannags, Wanaks, Wannag, Wanag, Wannack nebst Wezwanag, „alter Habicht“; Sperber; Gule, lettisch Puhze; Rabe, Raabe, lettisch Krauklis, Kraukle, diminutiv Kraukling, russisch Woron nebst Woronin, Woronow, Woronefky; Krah, Kraa, Krey, „die Krähe“, lettisch Wahrna; lettisches Dsegus, „Ruckuck“; Specht, lettisch Dsenis, Dsenis, Dsenne, Dsenn, auch Dsilne, „Grünspecht“; Kleiber; Bachstex, „Bachstelze“; Lerche, Lerch, lettisch Zihrul, Zihrull, Zirul, Zierul, Zirrul; lettische Strasbe, diminutiv Strasdin, Strasding, russisch Drosdow, „Drossel“; Spree, „der Staar“; Zeißing, „Zeißig“, russisch Tschischikow; Fink, Fink; Hänfling, „der Hänfling“; Sperling und Spaz, lettisch Swirbul, russisch Worobjew; Nachtigall, lettisch Lakstigal, Lakstigall, russisch Salowei, Solowjew, Soloweitschik; Moewe, Möwe, lettisch Gaigal; Brachvogel; Kiewith, lettisch Kiekuth, Kiekut, „der Kibitz“; Krahnich, Krohn, Kron, lettisch Dserwe, diminutiv Dschrwit, russisch Schurawlew; Reiher, Reisher; Stork, „Storch“, lettisch Starfis; Strauß, Straus; Pfab und Pfob, „der Pfau“; Kalkun; Pelikan; Schwan, Schwahn, lettisch Gulbe, Gulbis, russisch Lebedew, estnisch Luik, Luik; Gans, russisch Gussew; lettisches Pihle, „die Ente“; Taube nebst Blautaube, niederdeutsch Duve, lettisch Duje, „die Haustaube“, während Ballod, Ballohd, Balod, Ballosch, Balloding die Wildtaube heißt, russisch Golubow; Hahn und Hähnel nebst Huhn und Keuchel, lettisch Gailis, Gails, Gaile, Gail, Gailht, Gailit nebst Baltgail, „weißer Hahn“, und Melgails, Melgail, Mellugaile, „schwarzer Hahn“, Eßergail, „die Rohrdommel“, was auch Dumpe und Dump bedeuten, Zaungail, „der junge Hahn“, Meschgail, „der Waldbahn“, Purgail und Purgail, „der Morasthahn“, dazu russisches Petuschkow, estnisches Kiggas; Birkhahn, Birkhan, lettisch Tetter und Rubben, russisch Teterkin; lettische Mednis, Medne, französisch Medné, „der Auerhahn“; Irbe, Irbit, „das Feldhuhn“. — Drittens, was schwimmt: Fische!, lettisch Siwing, Siwtin.

Und zwar: Aal, Ahl, lettisch Sutte, Sutt, Sute, Sutke; Bahr's und Bar'sch, lettisch Affer, Afferith, russisch Dfunew; Butte; Dor'sch; Hecht, lettisch Lihdak, Liedak; Hering; Lachs und Salm, lettisch Lafs; Nadau, lettisch Nauda, Naudis, Nauding, Naudith; Schlei und Schley; lettische Wimba, Winbe, „Wemgal“; Zander, „Sandart“; ja sogar aus südlichem Gewässer Sardin; endlich die fischgestaltigen Säugethiere Hay und Walfisch, Wallfisch, welsch letzterer ja seine Herkunft aus einem Wirthshause auf die Autorität Victor Scheffels gründet, der bekanntlich singt: „Im schwarzen Walfisch zu Askalon“ . . . — Viertens, was kriecht, hüpfet und summt: Auster; Krebs, dazu russisches Rakowsky; Wurm, „der Wurm“; Bien, lettisch Bitte, Vitt, Bitten; Drohne; Hummel, lettisch Dundur, Dunder; lettische Spahr, Spahrs, „Bremse“, russisch Scherschnew, Scherschnow, Scherschensky; lettisches Dsirenekl, „Spinne“; Raeverling; Mücke, lettisch Ohbing, slawisch Komarowsky; lettische Muhs, Mühfing, Muſit, russisch Muchin, von muhsa und mucha „Fliege“ abgeleitet; lettisches Bruhs „die Schabe“; Siehl, Siel, Sihl, Sihle, Sihlit, wie im Lettischen ein kleiner Käfer, das Marienkäferchen, heißt; Skudra, Skudre, Skuder, „die Ameise“; lettische Taurin, Tauring, Taurin'sch, „der Schmetterling“; Wanz und Wanz; endlich Zirzen, „das Heimchen“, kein übler Name für's gemüthliche Heim. — Daß die lettischen Namen dieser Gruppe als Gesindenamen aufzufassen sind, erkennt man besonders deutlich an den zusammengesetzten: der Name Leelbreed, „großer Hirsch“, benennt den aus dem leel-breede-, dem Groß-Breede-Gesinde, welches vom mas-breede-, dem Klein-Breede-Gesinde zu unterscheiden ist; ebenso Eſſergail, „aus dem Gail-Gesinde, das am See liegt“; Mieschgail, „aus dem Gailgesinde, das im Walde liegt“; Burgail, „aus dem Gail-Gesinde, das am Morast liegt“; Jaungail, „aus dem Jung-Gail-, nicht dem Alt-Gail-Gesinde“; u. s. w.

Aber auch dem Botaniker bietet unser Adreßbuch eitel Freud und Wonne. Nichten wir unser Auge zuerst auf Bäume und Sträucher. Da finden wir: Baum, niederdeutsch Bohm, holländisch Boim, lettisch Leelkof, „der große Baum“, und Kozing, „der kleine Baum“; Stamm; Zweigel, lettisch Sarrin, Sarring, „das Nestchen“, russisch Suk, „der Ast“; Lappa, Lappin, Lapping, „Blatt“ und Blättchen“; Stumpf, lettisch „Stumber; lettisches Schaggar, „Reisig“. An Fruchtbäumen giebt es: Ahbel, Abel, „Apfelbaum“, diminutiv Ahbelit, Ahbeling, nebst seiner Frucht in Ahbol, diminutiv Ahbolin, Ahboling, Ahbolit, Ahbolting, Aboling, Abolting, ferner Baltahbol, „der weiße Apfel“, dazu deutsches Holzapfel — in

Strasburg z. B. giebt es ein Haus „zum Holzapfel“ — russisches Jablofow; Birn, lettisch Bumbeer, vielleicht russisch Gruschewsky und Gruschke; Kirschbaum, Kirsch, lettisch Kirs, russisch vielleicht Wischnikow, Wischnewsky, Wischniewsky; lettische Bluhme, Bluhm, Blum, „die Pflaume“, russisch Sliwkin; Nuß, russisch Drechow, lettisch Keekst, diminutiv Keeksting, Keekstin, Keeksting, Keekstin, Keeksting, Keeksting, Keeksting, verunstaltet Keekstein, „die Nuß“, während der Nußstrauch Lasde, Lasdin, Lasding, Lagsd, Lagsdin, Lagsding, Legsdin, Legsding, Legsting, Leksding, Leksting heißt; zur Nuß stellt sich Mandel und Mandelkern; die fremdländischen Zitron und Pommeranz beschließen die Reihe der Fruchtbäume. Sonst finden wir fast alle unsere Waldbäume, besonders viel wieder in lettischen Namen. Laubholz: Altsne, Altsnis, „Elder“; Apse, Apsehe, Apst, Apst, Appst, Apsehn, „Espe“; Birke, Birk, Birk nebst Birkmann, niederdeutsch Berk nebst Berkmann, lettisch Behrse, Behrsin, Behrsing, Bersin, Bersing, Beerfing, russisch Beresow; Eiche, Eich, Eichbaum, Eichenbaum, Eichmann, niederdeutsch Eicken, nebst der Frucht Eichel, russisch Dubow, Dubowitsch, Dubowitz, Dubitzky, Dubitschew, lettisch Dhsol, Dhsohl, Dsol, Dhsohl, Dhsolin, Dhsoling, Dhsolingt, Dsling, Dhsolneek, nebst Jaunosohl, „junge Eiche“, englisch Oak; Esche, slawisch Jaszina, Jastensky, Jastinsky, Jastinsky, lettisch Dhs, Dhsch, Dhsch, Dhsis, Dsch, Dsche, Dhsche, Dhscha, Dhsj, Dhschin, halbdeutsch Dhschmann; Linde nebst Lindemann, dazu Lindenblatt und die schwedischen Lindegreen, Lindquist, Linguist, Luikwist, „Linden-zweig“, russisch Lipow und, vielleicht von lipa, „die Linde“, abgeleitet, Lipowsky, Lipinsky, Lippinsky, Lipin, Lipnizky, Lipatow, lettisch Leepa, Leepe, Lepe, Leepin, Leeping; lettische Klawe, Klawin, Klawing, Klawinsch, Klawintsch, „Ahorn“; lettische Wisksne, Wiksne, „Ulme“; Weide, Weidenbaum, Weidemann, lettisch Wihtol, Wiethol, Withol, Wihtull, Withull, diminutiv Witoling, Wihtoling, nebst Puhpol, Puhohl, „Weidenkätzchen“; lettische Karklas, Kahrklin, Kahrkling, Karclin, Karcling, Kahrklit, „Strauchweide“; Pabehrs, Pahbers, „Wegdorn“; endlich der südliche Lorbeer und gar der tropische Bisang. Nadelholz: Tanne, Tann, niederdeutsch Dann nebst Dannemann, ferner Tannenbaum, Fichtel, lettisch Egle, „Fichte“, Eglin, Egling, Eglicht, Eglit, Eglicht, Egglit, slawisch Zelenky, Zelinsky, Zelowitz, und lettisch Breede, Brede, Pehde, „Kiefer“, slawisch Sosnowsky, Sosnizky; Tannenreifer heißen im Lettischen Skuje, Skuije, Skuy, Skujin, Skujen, davon abgeleitet Skujeneek, „der Reifigmann“; die Zapfen heißen im Lettischen Zeekur, Tschäkur, Tschekur; es folgt als Nadelstrauch Wacholder,

Raddik, lettisch Paegle; und den Beschluß macht ein Bewohner des Libanon: Zeder, Zehder. — Aber nicht nur als Baumgarten präsentirt sich Riga, wir haben da auch Blum, Bluhm, Bluhme, lettisch Puffe, Puffit, russisch Zwetkow, Zwetklow; wir fügen hinzu die deutschen Stengel und Knospe, die lettischen Sakne, „Wurzel“, Struncke, Strunkis, „krautiger Stengel“, Pumpur, „Knospe“, und Seeding, Seding, Blüte“. Von Blumen kommen vor: Rose, Rohse, Rosen (deutsch und lettisch), mit den lettischen Diminutiven Rohsit, Rosit und den deutschen Zusammensetzungen Rosenbaum, Rosenblum, Rosenblatt; Aster; Mohn, Mon, lettisch Magon, Magunit; an Indien, wenn nicht an Estland, erinnert Lotus. Vereinigt zeigt des Gartens Blüten der Kranz, speciell der Rosenkranz, und der Strauß, lettisch Zäckull, Zekkul. — Doch auch „Peterfilie, Suppenkraut wächst in unserm Garten“, kommt doch schon im „Schuldbuch“ der Zuname Petercilienkohl unter den Rigenjern vor. Was haben wir von der Sorte? Kohl, russisch Kapust und Kapustin; lettische Rahzen, Rahzin, Rahzing, „die Rübe“, wozu sich deutsches Liebensrahm und russisches Repkin stellen; lettische Rutke, Ruttkie, Rutkis, „Kettich“; lettische Sihpol, Siepol, Sipol, Sipohl, Sippol, Siphol, „Zwiebel“, Lohf, „Lauch“, wozu vielleicht als russischer Name Lukin gehört, jedenfalls aber als deutscher Knoblock; Siggor und Ziforing, „Sichorie“; lettische Appin, Apping, „Hopfen“, wogegen Hopfe nebst Hoppe und Hopp Personennamen sein werden; lettisches Ohdſing und russisches Jagodkin, von lettisch ohga und russisch jagoda, „Beere“. abgeleitet; Rebe nebst Weinblatt; und endlich Zucker, russisch Sachar, Sacharow, und Senf, Reis, Reiß, Taback und Lavendel, Lavendel. — Neben dem Mugkraut gedeiht dann auch üppig das Unkraut: Dadse, Dadsit, wie im Lettischen die Klette und Diestel heißt, russisch Lapuchin, von lapucha, „Klette“; Nahtring, Natrin, Matrit, vielleicht auch Nather, „Reffel“.

Neben Wald und Garten bieten endlich Wiese und Feld eine ganze Reihe von Haus- und Gefindennamen: Graß nebst Graßmann, lettisch Sahlit, Sahlith, Salit, russisch Drawin; Klee nebst Kleemann, Cleemann, niederdeutsch Klewer, Klever, lettisch Amol, diminutiv Ammoling, Ammolling, Amolin, Amulin; Wiese, Wieck nebst Wiekmann und Wiekmann; Erbs, russisch Gorochow, lettisch Sirnis, diminutiv Sirnit, davon abgeleitet Sirneek, d. i. ein lettischer Cicero, „der Erbsmann“; Flachs und Lein, lettisch Linis, diminutiv Linin, Linning; Heede, lettisch Paßkul, Paßkul, Paßul; lettische Kanep, Rannep, „Hanf“, diminutiv Rannepen, wozu vielleicht als russischer Name Penek (penjka, „Hanf“) gehört. Auch Kartoffel

findet sich auf dem Namenfelde Nigas. Es folge Korn, lettisch Graudin, Grauding, und zwar: Rudsje, Rudsicht, Rudsit, Rudzit, „Roggen“, russisch Kosch nebst den abgeleiteten Koschansky, Koschowsky, Koschewiz; Meeje, Meeje, Meejis, Meejit, Meejith, Meejing, „Gerste“, wozu deutsches Gerstner gehört; Weizen, lettisch Kwees, russisch Pischenizka; Gricke, Grickis, Grife, Griffes, Griffis, „Buchweizen“; Althaber und Haberkorn, lettisch Ausa, Ause, Ausen, Ausin, Ausing, deutsch-lettisch Haberneck, lettisch-deutsch Aufmann, russisch Awisejew; Puttring, Putrin, „Grüze“; Maisiht, Maisit, Maisite, „Brod“; Salmin, Salming, „Stroh“, dazu deutsches Strohmänn; endlich Saat, Sahme, Sahm, Sahmen. Doch das Feld trägt nicht nur Kraut und Korn, Frucht und Garbe — alles das Familiennamen von Nigensern — sondern auch Unkraut, unter diesem besonders das im Lettischen Smilga, Smilge, Smielge, Smildsing genannte, eine Grasart, die das edle Korn oft überwuchert.

„Fluren lachen, Wälder ragen,
Saaten stehn in goldner Pracht;
Seen und Ströme rauschen's laut:
Vaterland, so hehr, so traut!“

Wenn die Nationen, Länder, Städte, Dörfer, ja Häuser ihre Namen auf die von ihnen herstammenden Menschen übertragen haben, warum nicht auch Berge und Thäler, Wälder, Seen und Ströme? Und so finden sich denn auch in Riga Familiennamen, die auf bestimmt benannte Gebilde der Natur weisen. Doch so häufig uns die hier nicht behandelten allgemeinen topographischen Namen, wie Berg und Bergmann, Bach und Beckmann u. s. w. begegnen, so selten finden wir Familiennamen, die sich auf den Eigennamen eines Berges, eines Baches u. s. w. zurückführen lassen, oder es verbirgt sich in manchem Familiennamen eines Berges oder Baches Eigenname, der, nur in kleinen Umkreise bekannt und gebräuchlich, in Geographiebüchern und Lexiken nicht Platz gefunden. Es ist das ja wohl auch kaum zum Verwundern: an einem weithin bekannten Berge oder Fluß werden schon früh Niederlassungen gegründet worden sein, und sollte nun für eine daher kommende Person ein Zuname gewählt werden, so eignete sich zu einem solchen der Name der Ortschaft mehr, der übrigens oft genug mit dem Namen des Berges, Flusses u. s. w., an dem sie lag, übereinstimmte. Unter den Städten und Dörfern, die wir als Ausgangspunkte von Geschlechtern kennen gelernt haben, finden sich ja sehr viele

solche offenbar nach ihrer Lage benannte, wie z. B. Hochberg, Lindenberg und Fuchsberg, Rosenthal und Liktenthal, Grünwald und Rosenwald, Rosenbach und Nahlenbeck, u. s. w.

Am zahlreichsten sind scheinbar Flußnamen in unserem Adreßbuch zu finden. Da sind schon allein 17 schwedische, auf —stroem auslautende, die alle nach Eigennamen aussehen, die ich aber geographisch nicht nachzuweisen vermag. Aber ganz bekannt sind folgende: Daugau und Dwinow, „der von der Diina“; Dunajew, „von der Donau“; Leita, „von der Leitha“; Havell und Spree weisen auf Preußen, Inn auf Baiern, Bode auf den Harz, Saar auf das Elsaß, Somme auf Frankreich. Das wären die bekanntesten; aber auch folgende Familiennamen Rigas können auf Flüsse zurückgeführt werden: Alder, Ciron, Dange, Deine, Dille, Gorin, Haase, Ihle, Inde, Jffajew, Kasik, Kruping, Kupfer, Mijsse, Regge, Sauer, Born, Kuman, „von der Kuma“, Isler, „von der Isel“, Illmann, Isermann, Jymann, „von Ill, Isler und Jh“.

Neben den Flußnamen sind wohl nur noch Namen von Inseln und von Bergen zu berücksichtigen, da alles Uebrige sich ganz vereinzelt findet und dazu noch sehr unsicher ist.

An Inselnamen habe ich gefunden: Behterholm (vergl. die Peterholmstraße in Riga), Mohn, Mon, „von der Insel Mohn“; Nagu, von der finnischen Insel Nagu“; Baltrum weist auf die Nordsee, Seeland auf Dänemark; aus fernstem Osten bietet sich dar Sachalin, und aus dem Westen Jamaiker, „von Jamaika“.

Namen von bekannten Bergen finden sich unter den rigaschen Familiennamen auch nicht viele, obgleich Riga ungefähr 350 verschiedene auf —berg auslautende Familiennamen aufweist. Ich nenne aus Asien Sinaiski, „vom Sinai“; aus Tirol Brenner; aus Deutschland Breitenberg, Breitenstein, Drachenfels, Hesselberg, Schwarzberg; aus der Schweiz Hacken und Stachelberg; endlich aus Livland: Ranger, „von den Rangern“, einem Höhenzuge Südlivlands und Blauberg. Blauberge giebt es mehrere im Lande; der bekannteste von diesen dürfte wohl sein der infolge seiner isolirten Lage in niederem Morastlande trotz geringer absoluter Höhe weithin sichtbare und durch den bläulichen Dunst, in den er sich hüllt, seinen Namen wohl verdienende jagenumspielte Blauberg bei Wolmar.

„Gott behüt' vor Klaſſenhaß
 Und Raſenhaß und Maſſenhaß
 Und derlei Teufelswerken.“

Wir ſind am Ziel unſeres geographiſchen Spazierganges. Weit umher hat er uns geführt. Auf einem großen Theil des Erdballes haben wir allenthalben Heimſtätten der Stammväter von Rigenſern gefunden. Der Nordmann, Norrman, Normann, lettisch Seemel, Semel, ruſſiſch Sewrow, kam von Nord; von Süden her der Sommer, lettisch Waſſar; der Oſtermann, der Oſt, Oſten und Oſtenheim kam von Morgen; der Weſtermann von Abend. Aus aller Herren Ländern ſind ſie gekommen, und alle ſind ſie Rigenſer geworden, und jeder nennt den andern ſeinen Landsmann. Wenn ſich uns nach Betrachtung der Familiennamen Rigaſ, die einen Beruf angeben, Riga als ein Staat vorſtellte, eine Polis, in der alle Berufsarten vertreten ſind, ſo erſcheint es uns nach Betrachtung der Ortsfamiliennamen als ein Weltſtaat, eine Koſmopolis, in der Menſchen aller Weltgegenden leben. Und wenn der bei dem modernen Völkerhaß ſchier undenkbar erſcheinende und doch ſicher ſchon ſich bildende, ja ſchon mit Rieſenſchritten ſich nahende Koſmopolitismus, das Weltbürgerthum, da ſein wird, wenn jeder Landsmann ſich in einen Weltmann wird gewandelt haben, und wenn dann jemand, der ſtolz iſt auf die neue, noch nie dagewefene Zeit, zufällig das ganz veraltete Rigaſche Adreßbuch von Kröger durchblättert, ſo wird er verwundert ausruſen: es iſt wirklich alles ſchon dagewefen, ſelbſt unſere erleuchtete koſmopolitiſche Zeit iſt dagewefen, da ſteht es zu leſen: aus aller Herren Ländern ſind ſie zuſammengekommen, und zuſammen in einer Gemeine haben ſie gelebt, denn gern ſind ſie alle in der Dünſtadt Riga geblieben, der Hauptſtadt von „Blieſland.“

Carl Walter.



Politische Correspondenz.

16. (28.) October 1894.

Die haben, geehrter Herr von Tidoböhl, an mich die Aufforderung gerichtet, in Wiederanknüpfung an einen früheren Gebrauch der „Baltischen Monatschrift“ regelmäßig von Monat zu Monat eine Uebersicht über die wichtigsten politischen Ereignisse des Jahres zu geben. Die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines solchen Unternehmens ist unverkennbar und eine solche Umschau hat daher auch von vorn herein im Programm der Baltischen Monatschrift gelegen. Nach längerer Erwägung und sorgfältiger Prüfung habe ich es übernommen, diese politischen Monatsberichte zu schreiben. Die Schwierigkeit, welche für die Ausführung des Planes in dem ununterbrochen zufließenden, fast unübersehbaren Stoffe liegt, die Nothwendigkeit, das Wesentliche aus der Fülle der Tagesereignisse herauszuheben und zusammenzufassen, die Festhaltung eines bestimmten und doch nicht einseitigen politischen Standpunkts machen die Ausführung der gestellten Aufgabe zu einer durchaus nicht leichten. Andererseits wird gewiß mancher Leser dieser Zeitschrift das zerstreute und ihm oft nur lückenhaft bekannte Material der Zeitgeschichte nicht ungern in gedrängter Zusammenfassung und bestimmter Beleuchtung in regelmäßigen Zeitabschnitten an sich vorüberziehen lassen. Es kommt bei einer solchen politischen Monatsumschau, wenn sie nicht eine rein und trocken chronologische ist, vor allem auf den Standpunkt des Betrachters an und dieser soll denn auch offen und freimüthig zunächst dargelegt und entwickelt werden. Es ist zu diesem Zwecke nothwendig, einen Rückblick in die Vergangenheit zu thun und die geistigen Anschauungen und politischen Richtungen zu vergegenwärtigen, welche in der Entstehungszeit dieser Zeitschrift die herrschenden waren und auch in ihr zum Ausdruck kamen.

Als vor jetzt gerade fünfunddreißig Jahren die „Baltische Monatschrift“ von ihren verdienten Begründern in's Leben gerufen wurde, da war es die Absicht, in ihr einen Sammelplatz und ein Organ für alle die lebhaften Reformbestrebungen, für alle liberalen Tendenzen, wie sie damals alle aufstrebenden Geister bei uns erfüllten und beherrschten, zu schaffen. Die liberalen Ideen, die damals in Europa sich mächtig erhoben, hatten ihren siegreichen Einzug auch in unsere Provinzen gehalten und fanden in den besten Männern eifrige Anhänger und begeisterte Verfechter. Der Liberalismus erschien als die einzige eines freien, gebildeten, unbefangenen denkenden Mannes würdige und mögliche politische Richtung, conservativ bedeutete soviel wie zurückgeblieben und in engherziger Beschränktheit verknöchert. Wie hätte das in jenen Tagen auch anders sein können! In dem großen Reiche, zu dem wir gehören, fanden damals die durchgreifendsten Reformen und Umgestaltungen auf allen Gebieten des staatlichen Lebens statt und im westlichen Europa erhoben sich eben jetzt die liberalen Bestrebungen als die eigentlichen Träger des nationalen Geistes bei zwei großen nach politischer Einheit ringenden Völkern, in Italien und in Deutschland, zu gewaltigem Aufschwung und steigender Macht. Das war es ja, was dem Liberalismus der vierziger und fünfziger Jahre seine Kraft, seine Unbesiegbarkeit und seinen idealen Glanz verlieh, daß er sich als Träger des nationalen Gedankens, des nationalen Geistes fühlte und das auch in Wahrheit war; sein Unterliegen war auch der Niedergang der patriotischen Einheitsbestrebung. Liberal und national erschienen nicht nur, sondern waren damals identische Begriffe und nichts hat den conservativen Gedanken so geschädigt und ihm soviel Abbruch gethan, als die gleichgiltige, ja feindselige Haltung seiner Vertreter gegen alle nationalen Bestrebungen und Forderungen. Die Begründung des italienischen Einheitsstaates und der Aufschwung Preußens, die Aufrichtung des deutschen Reiches haben in beiden Ländern zugleich den liberalen Ideen den Sieg und die Herrschaft gegeben. Cavour war selbst ein überzeugter Liberaler, er konnte sich in seiner Politik nur auf die Liberalen stützen und begründete in Italien die Herrschaft des Parlamentarismus. Der große deutsche Staatsmann war seiner ganzen politischen Entwicklung und Staatsauffassung nach durchaus ein Conservativer, aber durch die Lage der Dinge wurde er gezwungen, bei der Begründung des norddeutschen Bundes sich in den neuen, Preußen einverleibten Provinzen und in den übrigen deutschen Staaten ausschließlich auf die liberalen Elemente, die liberale Partei, weil diese allein die nationale

war, zu stützen, denn die conservativen Elemente huldigten fast ausnahmslos einem der Neugestaltung Deutschlands feindseligen, engherzigen Particularismus. So stark war Ende der sechsziger Jahre die Macht der liberalen Ideen, daß selbst Napoleon III. ihnen wenigstens äußerlich nachzugeben sich gedrungen fühlte und eine scheinbar constitutionelle Regierung einführte. So hatten die Lehren und Forderungen des Liberalismus in allen Ländern West-Europas die Herrschaft erlangt und wurden mehr oder weniger vollständig in den verschiedenen Staaten verwirklicht. Darin aber unterschied sich Preußen und das deutsche Reich von den übrigen Staaten, daß dort dank der gewaltigen Persönlichkeit Bismarcks nie das parlamentarische System zur Durchführung gelangte. Im Uebrigen wurden in Deutschland ebenso wie in dem altconservativen Oesterreich die liberalen Forderungen verwirklicht und das innere Leben der Staaten durch eine Reihe umfassender Gesetze in liberalem Sinne umgewandelt und geregelt. Alle und jede Beschränkungen des Einzelnen in wirtschaftlicher und politischer Beziehung wurden beseitigt, die völlige Gleichheit aller Staatsangehörigen vor dem Gesetz auf's strengste durchgeführt, der Zugang zu allen Staatsämtern und -stellungen ohne Rücksicht auf Religion, Confession und Stand jedem dazu Befähigten geöffnet, schrankenlos freie Concurrenz auf allen Gebieten des Lebens proklamirt und dem freien Spiel der Kräfte auf wirtschaftlichem Gebiete der unbeschränkteste Spielraum gewährt. In der Begründung immer neuer Schulen, in der Förderung des Unterrichtswesens, in der Aufklärung der untern Volksklassen und der Verbreitung der Resultate der neueren Wissenschaft und der modernen Bildung konnte sich der liberale Zeitgeist nicht genug thun. Das Ideal und Vorbild eines wahrhaft liberalen Staatswesens waren und blieben Belgien und England, so grundverschieden die innere staatliche Entwicklung dieser beiden Länder auch ist. Die constitutionelle Verfassung erschien als das Heilmittel für alle Bedürfnisse und Schäden; in den parlamentarischen Versammlungen war man überzeugt, die tiefste politische Weisheit und staatsmännische Einsicht vereinigt zu finden und in der Leitung der Staaten durch die von liberalem Geiste erfüllten Parlamente sah man das letzte Ziel zukünftiger politischer Entwicklung. Das Königthum achtete und ehrte der Liberalismus, aber die Person des Herrschers sah er am liebsten directem Eingreifen in die Staatsverhältnisse entrückt, wie in eine dicke Wolke gehüllt und die Monarchie hatte für ihn durchweg die Bedeutung einer erblichen Präsidentschaft. Die Freiheit nach jeder Richtung für den Einzelnen wie im Staatsleben und in seinen Institutionen war das Ziel

des Liberalismus, die Freiheit war sein Leitstern und in der Beseitigung der Ueberreste alten Druckes, der Zersprengung beengender Fesseln hat er in der That Großes geleistet und bleibende Verdienste sich erworben. Aber er isolierte zugleich den Menschen und durch seine Feindschaft gegen alle historisch überlieferten organischen Bildungen beförderte er eine allgemeine Nivellirung, die das Individuelle und Eigenartige nur ungern und schwer zur Geltung kommen ließ. Der Grundfehler des Liberalismus war und ist aber, daß er von abstracten Theorien, zurechtgemachten Doctrinen und willkürlichen Voraussetzungen ausgeht und nach diesen die Dinge und die Menschen zu gestalten und zu modeln sucht, statt aus den Erscheinungen des wirklichen Lebens die leitenden Gesichtspunkte zu entnehmen. Die Liberalen kennzeichnet ein unverwüthlicher Optimismus, der sie an der Richtigkeit ihrer Doctrinen nie irrewerden läßt, auch wenn deren Unrichtigkeit noch so evident durch die Erfahrung erwiesen wird. So ist z. B. einer der Grundgedanken des Liberalismus, daß alle Menschen von Natur gleich sind und nur durch Erziehung, Bildung und Lebensschicksale sich verschieden entwickeln; wer aber unbefangenen Auges das Leben betrachtet, dem wird sich die Wahrheit des Gegentheils, die außerordentliche Verschiedenheit der Menschennaturen, auf's Unwidersprechlichste aufdrängen. Der eigentliche Träger des Liberalismus ist seit der französischen Revolution überall das Bürgerthum; Angehörige des Adels wie des Arbeiterstandes schlossen sich ihm an, aber der Mittelstand war doch wesentlich der Träger der liberalen Ideen. Er verfiel daher allmählich in denselben Irrthum und dieselbe Täuschung, wie die von ihm bekämpften höheren Stände. Hatten einst Adel und Geistlichkeit sich als die eigentlichen Vertreter des Staates betrachtet, so hielt nun das liberale Bürgerthum sich für das Volk und sah mit Geringschätzung auf die niedern Volksklassen herab. Auf dem wirthschaftlichen Gebiete hatte die liberale Gesetzgebung nach dem Grundsatz der freien Concurrrenz schwere Schädigung der Volkzustände zur Folge. Wären alle Menschen gleich begabt, gewandt, einsichtig und geschäftskundig, so würden sie sich im wirthschaftlichen Kampfe allerdings das Gleichgewicht halten und nur durch eigene Verschuldung würde der Eine hinter dem Anderen im Erwerbaleben zurückbleiben. Da nun aber in Wirklichkeit ein großer Theil der Menschen geistig weniger befähigt, schwächer, ungewandter und geschäftsunkundiger ist als der andere, so wird er mit Leichtigkeit von scrupellosen, geriebenen, kein Mittel der Uebervortheilung verschmähenden Individuen rücksichtslos ausgebeutet werden und im Ringen

um die wirthschaftliche Existenz den Reichern und Stärkern, zumal wenn sie sich vereinigen, stets unterliegen. So war denn ein beständiges Zurückdrängen und Sinken der kleinen selbstständigen Existenzen im Volke die nothwendige Folge der Herrschaft des Liberalismus auf wirthschaftlichem Gebiete. Und doch beruht gerade auf dem Fortbestehen und Gedeihen solcher zahlreichen kleinen selbstständigen Existenzen ganz besonders die Gesundheit des Volkslebens. Während Handel und Industrie in der Aera des Liberalismus in früher nicht dagewesener, freilich aber vielfach durchaus nicht gesunder Weise emporblühten, geriethen Landwirtschaft und Handwerk in immer schwerere Bedrängniß. Ueberall bildeten sich Actiengesellschaften, lockten das kleine Capital zur Betheiligung heran und machten dann nach kurzer Zeit Bankrott oder hielten sich nur mit Mühe und unter Verlusten aufrecht, wobei die Begründer solcher Unternehmungen meist rechtzeitig ihren Vortheil wahrgenommen hatten, während die kleinen Leute das Ihrige fast immer verloren. Man braucht sich nur die entsetzliche Gründerperiode am Anfange der siebziger Jahre zu vergegenwärtigen, um darüber im Klaren zu sein, wie viel in dieser Beziehung die liberale Gesetzgebung gesündigt hat. Nimmt man dazu das immer weitere Kreise erfassende leichtsinnige Börsenspiel, wobei auf der einen Seite große Reichthümer ohne Mühe und Arbeit rasch gewonnen wurden, während auf der anderen Seite unzählige Existenzen zu Grunde gerichtet und viele gesicherte Vermögensverhältnisse zerstört worden sind, so kann man sich unschwer vorstellen, wie zersetzend und verderblich das alles auf das Volksleben wirken mußte. Es bildete sich in allen Ländern eine hochmüthige, bildungslose, innerlich rohe Plutokratie heraus, die nur einen Werthmesser für die Menschen kennt, den Geldbesitz, und deren schwerlastender Druck von den unteren Klassen, dem Arbeiter und kleinen Gewerbetreibenden um so härter und bitterer empfunden wurde, als die Angehörigen dieser neuen Herrschaftsklasse größtentheils einem fremden Volksstamme angehörten. So verschärfte sich der Gegensatz von Arm und Reich in der unheilvollsten Weise und die liberalen Gleichheitstheorien führten zur schroffsten Ungleichheit. Eine verhängnißvolle Schwäche des Liberalismus ist weiter die ihm eigene Ueberschätzung der intellectuellen Bildung; durch Ausbreitung der Aufklärung, durch Verbreitung von Kenntnissen glaubt er die Menschen besser und edler zu machen. Wenn irgendwo ein Verbrechen, eine schwere Unthat begangen war, hieß es stets: das ist die Folge der Unbildung und erscholl der Ruf nach Schulen, immer mehr Schulen. Schulen sind jetzt in Deutschland, in Frankreich und anderswo

im Ueberfluß vorhanden, auch das kleinste, abgelegenste Dorf hat eine, aber die Menschen sind nicht besser geworden und mitten in den Hauptstädten, den großen Centren der Bildung, werden von ganz gebildeten Menschen mit guten Schulkenntnissen empörende Verbrechen mit einer Kälte und einem Raffinement verübt, die Grauen erwecken. Eine weitere Folge der Ueberschätzung des Werthes geistiger Bildung von Seiten des Liberalismus war das eifrige Bemühen, die gesicherten Resultate der Wissenschaft, noch häufiger aber die momentan in ihr herrschenden Hypothesen und Ansichten popularisirt unter dem Volke zu verbreiten. Die Wirkung solcher Bemühungen konnte nur eine Verwirrung und Verkehrung der ungeschulten und für die ernstern Probleme der Wissenschaften durchaus nicht vorbereiteten Geister im Volke sein, es verbreitete sich jene widerwärtige und gefährliche Halb- oder richtiger Verbildung, die für das Falsche und Verschrobene stets zugänglich ist, für das einfach Wahre und Schöne aber den Sinn verloren hat. Diese Halb- oder Verbildung der unteren Volksklassen macht sie nur zu empfänglich für die Vorspiegelungen und Lehren der Prediger einer neuen Gesellschafts- und Staatsordnung. Für den Werth und die Bedeutung der moralischen Kräfte im Menschen hatte der Liberalismus dagegen wenig Sinn; er unterschätzte stets die Macht des religiösen Glaubens und alle die edlen und hohen Regungen, welche im Gemüth und Herzen des Menschen ihren Quell haben. Es hängt das mit seiner schiefen und falschen Stellung zur Religion und zur Kirche zusammen. Der Liberalismus huldigte auf religiösem Gebiete der Aufklärung und dem Nationalismus; er stand der Religion stets zweifelnd und kritisch gegenüber und hegte im Stillen stets eine starke Furcht vor kirchlicher Herrschaft. Im besten Falle verhielten sich die Liberalen indifferent gegenüber den religiösen Fragen. Die Religion erscheint ihm als eine Privatfache, der Staat hat sich nicht um sie zu kümmern und völlige Confessionslosigkeit des Staates war und ist das Ideal des Liberalismus. Mit allen Angriffen auf das positive Christenthum, den Glauben der Kirche, hatte der Liberalismus eine geheime Sympathie, seine abstracte Freiheitsidee ließ ihn darin etwas Verwandtes mit den politischen Freiheitsbestrebungen sehen. Wie viele eifrige Liberale haben nicht F. D. Strauß' ruchlosem Buche: „der alte und der neue Glaube“ begeisterte Zustimmung entgegengebracht und grobmaterialistische Schriften und Anweisungen gewandter Schriftsteller „das Leben ohne Gott“ einzu-richten, fanden weite Verbreitung und wurden beifällig aufgenommen. Noch weiter, populäre Darstellungen der materialistischen Weltanschauung, der Dar-

ministtischen Lehre vom Kampf um's Dasein, Tendenzschriften aller Art gegen das Christenthum und alle Religion überhaupt gerichtet, wurden dem Volke dargeboten und Alles gethan, um die unteren Schichten der Religion und der Kirche zu entfremden. Natürlich war das nicht immer bewußte Absicht, es sollte nur die freie Bildung auch den Massen beigebracht werden; der Zweck ist erreicht worden, die Massen haben gelernt und die ihnen dargebotene Speise bereitwillig aufgenommen, aber das Resultat ist ein völlig anderes als der Liberalismus es sich gedacht hatte. Der Staat wurde von ihnen als Polizeistaat, als Rechtsstaat, als Nationalstaat betrachtet und definiert, aber daß er auf religiös-sittlichen Grundlagen ruhen müsse, das verkanteten die Liberalen und davon wollten sie wenig wissen, sonst hätten sie unmöglich den Grundsatz aufstellen können, der Staat solle religionslos sein. Schon vor mehr als 100 Jahren hat der alte scharfblickende Justus Moeser in einer seiner trefflichen, heute vergessenen und doch noch immer so lesenswerthen kleinen Schriften auf's einleuchtendste gezeigt, daß ein Staat ohne die Grundlage positiver Religion nicht bestehen könne. Es war und ist eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit bei den meisten Liberalen, daß sie nicht nur jede lebendige Einwirkung der Kirche auf die Massen des Volkes mißtrauisch ansahen und nach Kräften zu hemmen suchten, sondern auch der Verbreitung der Irreligiosität und Freigeisterei unter dem Volke gleichmüthig, ja behaglich zusahen und vielfach sie selbst förderten, weil dadurch der Einfluß der Kirche und der Geistlichkeit auf die unteren Klassen geschwächt und gemindert werde. Das besitzende liberale Bürgerthum untergrub sich dadurch in unbegreiflicher Verblendung den Boden unter den Füßen. Der kleine Mann, der Arbeiter und Tagelöhner, der den alten frommen Glauben seiner Väter bekannte, hatte die Mühsal des Lebens, die Sorgen und den schweren Druck seiner Existenz in stiller Ergebung getragen; in dem Glauben an Gottes Liebe und eine Ausgleichung im ewigen Leben war er zufrieden in seiner Dürftigkeit und hatte das Nebeneinanderstehen von Arm und Reich als in Gottes Weltordnung begründet angesehen und hingenommen. Gab es aber keinen Gott und keine Ewigkeit, war das Menschendasein allein auf das Diesseits beschränkt, wie er jetzt immer wieder hörte und las, dann war es eine empörende Ungerechtigkeit, daß er Eine schwelgte und prägte, während der Andere mit den Seinigen darbt und hungerte, dann war es Thorheit und Schwäche, wenn die ungeheure Mehrzahl der Menschen nicht auch an dem Genuß und Behagen dieses Lebens Theil haben sollte und die Reichen und Besitzenden

nicht zur Theilung zwang. Nun fanden die alten, in immer neuen Formen verkündeten Lehren des Communismus bereitwilliges Gehör bei den Massen, die Popularisirungen scharfsinniger socialistischer Systeme erlangten immer mehr Eingang bei den Arbeitern und die feurigen Reden schlagfertiger und energischer Agitatoren, die das Leben der „Enterbten“ in grellem Contraste dem Luxus, dem brutalen Egoismus und der raffinirten Ausbeutungskunst der besitzenden Klassen gegenüberstellten, rissen die Massen mit sich fort. Gegen den nationalen Liberalismus erhob sich die internationale, vaterlandslose Socialdemokratie. Nicht zum wenigsten hat ihr auch der radikale, fortgeschrittene Liberalismus die Wege bereitet. Indem er rücksichtslose zersetzende Kritik an allen Institutionen, an aller Autorität im Staate übte, erregte er ein fortwährendes Gefühl der Unzufriedenheit mit allem Bestehenden und ließ nirgend ein Gefühl der Befriedigung und der Ruhe aufkommen. Wo war jetzt das goldene Zeitalter, das der Liberalismus von der Erfüllung aller seiner Forderungen erhofft und in Aussicht gestellt hat? Die Entfesselung aller Leidenschaften in dem Menschen und das Herausbrechen der wilden Instinkte in den Massen war eingetreten. Die Parlamente, die man sich als Versammlungen der Elite des Volkes und als Sitz überlegener Weisheit und Erfahrung gedacht hatte, die das Centrum der nationalen Ideen und der Ausgangspunkt aller nationalen Bestrebungen sein sollten, waren die Tummelplätze heftigen, unverföhllichen Parteihaders, fortwährender Intriguen zum Zweck künstlicher Majoritätsbildungen, der Sammelplatz ehrgeiziger Streber und der Vereinigungspunkt für Machinationen aller Art. Vollends in den Staaten, wo der Parlamentarismus zur Herrschaft gelangt war, benutzten die Vertreter des Volkes nur zu häufig ihre Stellung zur Erreichung persönlicher Vortheile und zur Bereicherung auf Kosten des Volkes und des Staates; der Parlamentarismus ist die Corruption, hat jüngst jener Italiener treffend gesagt. Das allgemeine Stimmrecht, das einst die Liberalen so nachdrücklich gefordert hatten, wurde jetzt zur gefährlichsten Waffe in den Händen der socialistisch gewordenen Massen, es wurde für sie die Handhabe zur politischen Vertretung ihrer Tendenzen in den Parlamenten und jede neue Wahlperiode zeigt in erschreckender Weise das Vordringen socialistischer Ideen in der Bevölkerung. Mit derselben Ausschließlichkeit und in ebenso unberechtigter Weise, wie früher das Bürgerthum, erklärt jetzt das Arbeiterthum, der vierte Stand, er sei das Volk, und bekämpft nun mit denselben Waffen die liberalen bürgerlichen Parteien, mit welchen diese einst die Aristokratie und alle

Standesvorrechte bekriegt und besiegt haben. Auch wo die socialistischen Ideen noch nicht die Herrschaft über die Massen des Volkes gewonnen haben, ist doch der Zug nach links, ein fortschreitender und ein immer weiter um sich greifender Radikalismus, das Kennzeichen der gegenwärtig herrschenden Zeitströmung, so in England, in Frankreich, in Norwegen und in Belgien. So ist denn das Resultat der bisherigen Entwicklung ein Fortschreiten vom Liberalismus zum Radikalismus, von diesem zur Socialdemokratie und von dieser noch weiter zum Anarchismus. Fürwahr ein düsteres Schauspiel, das sich mit entsetzlicher Consequenz in dem letzten Menschenalter vollzogen hat. Selbstverständlich ist es nicht unsre Absicht, den Liberalismus direkt zum Urheber des Socialismus oder gar des Anarchismus zu machen, das wäre ebenso ungerecht, wie verkehrt; unsre Meinung geht nur dahin, daß die liberalen Theorien Anknüpfungspunkte für weitgehende, verderbliche Consequenzen bieten konnten und boten. Ebenso wenig können die einzelnen Liberalen für alle schlimmen Wirkungen des Liberalismus angeklagt und verantwortlich gemacht werden, es giebt vielmehr unter ihnen in allen Ländern eine bedeutende Anzahl edler, wohlgesinnter patriotischer Männer, die sich nur der Consequenzen ihrer politischen und religiösen Ueberzeugungen nicht bewußt sind. Wir haben bei unserer Betrachtung immer nur die liberale Doctrin und ihre praktische Verwirklichung im Auge; dies sei, obgleich selbstverständlich, zur Vermeidung von Mißverständnissen ausdrücklich bemerkt.

Die Reaction gegen alle diese schweren Schädigungen des Volkslebens, gegen die zerstörenden Tendenzen der herrschenden Richtungen konnte nicht ausbleiben. Die conservativen Ideen erhoben sich erst schüchtern, dann immer stärker und nachdrücklicher zum Kampf gegen die unter der Herrschaft des Liberalismus immer mehr sich ausbreitenden verneinenden und destructiven Mächte der Zeit. Sie haben heute schon weite Kreise erfaßt und sind noch immer im Vordringen. Aus der Mitte der Liberalen herauf lassen sich heute oft conservative Aeußerungen vernehmen und Männer, deren ganzes politisches Leben im Dienste des Liberalismus gestanden hat, können sich der Einsicht in die drohenden Gefahren der Zeit nicht verschließen und verrathen eine Ahnung davon, woher allein die Hilfe kommen kann. Der greise Jules Simon, einst der eifrige Gegner des napoleonischen Kaiserthums und der aufgeklärte Feind der Kirche, ruft jetzt: Die Gefahr kommt von links, und sieht in den religionslosen, halbathetistischen Schulen Frankreichs Pflanzstätten des Socialismus und des Anarchismus. Ebenso

hat jüngst noch der Minister Crispi, der frühere revolutionäre Radikale und Freund Garibaldi's, in einer zu Neapel gehaltenen Rede die Rückkehr zu Gott und die Abwendung vom Materialismus als nothwendig für das Bestehen des Staates nachdrücklich erklärt. Das giebt einen Hoffnungs-schimmer in dem Dunkel der Zukunft. Gelingt es, die Mehrheit der Völker wieder mit conservativem Geiste und Sinne zu erfüllen, dann kann man mit Zuversicht auf die Besiegung der furchtbaren zerstörenden Gewalten, welche die europäische Cultur, das sittliche Leben, Staat und Kirche mit Vernichtung bedrohen, hoffen. Noch sind in den meisten Ländern unseres Welttheils Monarchie und Heer die festen Pfeiler des Bestehenden und die starken Schutzwehren gegen die herandrängenden unheimlichen Mächte der Zerstörung, noch stehen zu ihnen überall große Schaaren treuer Vaterlandsfreunde. Aber ohne religiöse Erneuerung, ohne die Wiederkehr ernster männlicher Gottesfurcht in die Seelen der Völker, ohne entschiedene Zuwendung zum Christenthum, zum Glauben der Väter, wird der Sieg in diesem furchtbarsten und schwersten aller Kämpfe nicht errungen werden. Sonst werden, fürchten wir, am Ende doch alle äußeren Mittel nichts helfen und, wie grade vor einem Jahrhundert die große politische Revolution in ihren entsetzlichen Consequenzen sich vollzog, so würden dann über das alte Europa noch viel furchbarere sociale Katastrophen hereinbrechen.

Wenn wir uns so entschieden, wie wir es gethan, gegen den Liberalismus erklärt haben, so ist es doch keineswegs unsere Meinung, daß er absolut verwerflich und mit allen Mitteln, wenn es möglich wäre, zu vernichten und auszurotten sei. Wir bekämpfen auf das Nachdrücklichste die Herrschaft des politischen und kirchlichen Liberalismus, aber wir sehen in ihm an und für sich ein nothwendiges und nützlichcs Ferment im Staatsleben, wodurch dasselbe vor Stagnation und Erstarrung bewahrt wird, indem er auf vorhandene Schäden hinweist, Mißbräuche aufdeckt und nöthige Reformen anregt. Der Liberalismus, dessen Stärke in der principiellen Betonung der persönlichen Freiheit liegt, ist als Correctiv gegen die nur allzu leicht sich einschleichende Neigung im Staatsleben, die individuelle Selbstständigkeit zurückzudrängen, unentbehrlich. Reformen anzuregen und vorzubereiten, das ist Sache des Liberalismus, aber sie in heilsamer und richtiger Weise durchzuführen, das ist allezeit die Sache conservativer Politiker gewesen; so lehrt alle politische Erfahrung und die Geschichte. Die Vatikanische Monatschrift ist, nachdem sie während des ersten Jahrzehnts ihres Bestehens ganz im Dienste des Liberalismus, wenn auch eines

gemäßigten, gestanden hat, bald unter veränderten Zeitverhältnissen zu einer mehr conservativen Haltung übergegangen, wenn auch noch manche Schwankungen dazwischen vorgekommen sind und sie vorübergehend sogar einem extremen Liberalismus gehuldigt hat. Länger als ein Jahrzehnt ist sie nun schon im conservativen Sinne geleitet worden und hat sich immer mehr principiell dieser Richtung zugewandt. Im conservativen Geist und vom conservativen Standpunkt aus sollen fortan auch die Zeitereignisse besprochen und in dieser Rubrik zusammengefaßt werden. Wir sind conservativ, nicht im exclusiven Sinne einer politischen Partei, sondern im Sinne aller der großen und einsichtigen Männer, welche seit einem Jahrhundert von Justus Möser und Edmund Burke bis auf F. J. Stahl und W. G. Niehl gegen liberale Nivellirung und abstracte Theorien für das Recht des historisch Gewordenen, für die Erhaltung alter Sitte und Eigenart, für die Bewahrung der religiös sittlichen Grundlagen des öffentlichen und privaten Lebens, für die Autorität gegenüber der Majorität in Wort und Schrift eingetreten sind und für sie gekämpft haben. Das Erbe der Väter hoch und in Ehren halten, das Volksthum bewahren, in dem christlichen Glauben die festeste Kraft in allen Kämpfen und Gefahren sehen, die Lage der Armen und Geringen zu heben und zu bessern sich bestreben, der Erfahrung des wirklichen Lebens mehr Gewicht beilegen als allen Systemen und Theorien, keine Reformen vornehmen, als wenn sie absolut nothwendig sind und sie dann mit möglichster Schonung des Bestehenden durchführen — das heißt conservativ im Geiste jener Männer und das ist der Standpunkt, den wir vertreten. Vom Gesichtspunkt der jetzt herrschenden Parteien wird es bisweilen scheinen, als ob wir wie ein Radikaler urtheilten und dächten, wir werden vielleicht manchmal mit der national-liberalen Richtung sympathisiren, es ist möglich, daß wir mitunter auch die bestehenden conservativen Parteien zu bekämpfen veranlaßt sind, das kann bei selbständigem Urtheil und unbefangener Betrachtung der Dinge nicht anders sein, aber conservativ im wahren und echten Sinne wird unser Standpunkt trotzdem doch immer sein.

In **Deutschland** steht die Frage nach den Mitteln zur Abwehr der Umsturzbestrebungen und die Polenfrage im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die Ermordung des Präsidenten Carnot durch den Anarchisten Caserio und die mannichfachen Dynamitattentate, sowie die anarchisistischen Mordthaten in Italien haben überall Entsetzen und Besorgniß hervorgerufen

vor der immer weiteren Ausbreitung des Anarchismus, dieses consequenten Ausläufers der Socialdemokratie. Das furchtbare Anwachsen der Socialdemokratie in Deutschland mußte alle Einsichtigen mit schwerer Sorge für die Zukunft erfüllen und dazu drängen, nach Mitteln zu suchen, ihrem gefährlichen Vordringen Schranken zu setzen. Muß es nicht Schrecken erregen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Jahre 1871 rund 124000, dagegen 1893 rund 1,800,000 socialdemokratische Stimmen abgegeben worden sind, d. h. daß die Zahl der socialdemokratischen Wähler in 22 Jahren sich fast um das 15fache vermehrt hat! Diese Zahlen müssen auch auf den Gleichgiltigsten Eindruck machen und reden eine ernste warnende Sprache. Die officiösen Pressorgane und Pressagenten des Reichskanzlers Caprivi schienen diese freilich nicht zu vernehmen, sie sprachen von dem Versiegen der socialdemokratischen Bewegung, verhöhnten die ängstlichen Gemüther und priesen den „Muth der Kaltblütigkeit“ bei dem obersten Beamten des Reiches, der sich durch das Anwachsen der Socialdemokratie nicht beunruhigen lasse. Auch einzelne unabhängige Stimmen, allerdings von Verehrern und Anhängern des neuen Curses, suchten die Gemüther zu beschwichtigen und die Socialdemokratie als garnicht so gefährlich darzustellen. Es gehört freilich die ganze Naivität eines deutschen Professors dazu, um wie Hans Delbrück, zu meinen, die socialdemokratische Partei halte nur noch in der Theorie ihre revolutionären Ideen aufrecht, praktisch habe sie auf alle gewaltfame Durchführung derselben verzichtet und sei eine Partei geworden wie die anderen; auch wenn sie noch weit mehr Wählerstimmen erlangte und noch einmal so viele Sitze im Reichstag gewönne als sie jetzt einnimmt, würde sie doch nie in ihm die Majorität haben. Wie wenig nützen doch die Lehren der Vergangenheit! Die Vorgänge der großen französischen Revolution, die Gräuel der pariser Commune von 1871, die wüsten Orgien des Socialismus in Spanien und vor Allem die Attentate vom 16. Mai und 2. Juni 1870 auf Kaiser Wilhelm sind so bald schon völlig vergessen. Nichts kann der Socialdemokratie erwünschter, nichts ihrer Ausbreitung förderlicher sein, als der gutmüthige, aber auf völliger Verblendung beruhende Versuch, die breite Kluft, welche sie von allen anderen Parteien trennt, zu leugnen und als nicht vorhanden darzustellen. Es giebt keinen verhängnißvolleren Irrthum als den, die socialdemokratische Bewegung als den Bestrebungen der anderen Parteien gleichberechtigt hinzustellen. Alle anderen Parteien, auch die radikalsten stehen noch immer auf dem Boden des bestehenden Staates, wollen das Bestehende

gefüglich umgestalten und verändern; die Socialdemokratie will dagegen den Staat selbst zerstören und auf den Trümmern aller existirenden Ordnungen ihr communistisches Gemeinwesen aufrichten. Mit ihren absolut destructiven Tendenzen ist daher kein Friede und kein Ausgleich möglich, mit ihr kann nur ein Kampf auf Leben und Tod geführt werden. Natürlich gilt das nur von der Partei als solcher und ihren Leitern und Führern, Tausende von ihren Anhängern sind nur irregeleitet und verführt. Seitdem nun Kaiser Wilhelm II. in seiner Königsberger Rede vom 6. September,¹⁾ in der er der conservativen Partei eine so nachdrückliche Verwarnung erteilte, alle Wohlgesinnten und Königstreuen zur Bekämpfung der Umsturzparteien aufgerufen hat, ist es entschieden, daß von Seiten der Regierung Maßregeln nach dieser Richtung vorbereitet werden sollen. In der öffentlichen Meinung Deutschlands wie in der Regierung selbst gehen nun aber die Ansichten darüber, welches die geeignetsten Mittel zur Abwehr der Bestrebungen der Umsturzparteien seien, nach zwei Richtungen auseinander. Die Einen halten ein Ausnahmegesetz, ein Socialistengesetz wie Fürst Bismarck es 1878 durchgesetzt hat, mit vielleicht noch verschärften Repressivmaßregeln für das Geeignetste, die Andern dagegen sind der Ansicht, es sei am zweckmäßigsten, sich auf dem Boden des gemeinen Rechts zu halten und nur die strafrechtlichen Bestimmungen über das Vereins- und Versammlungsrecht, sowie über die Presse zu verschärfen und genauer zu fassen. Die erste Ansicht wird, wie es scheint, vom preussischen Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg, die andere vom Reichskanzler Grafen Caprivi vertreten. Die officiösen Organe des letzteren wollten von einer gegen den Socialismus gerichteten Vorlage des Kanzlers an den Reichstag durchaus nichts wissen und äußerten höhnisch, eine solche würde eine Thorheit sein, da der gegenwärtige Reichstag sie doch ablehnen würde und man an eine Auflösung desselben nicht denkt. Es ist kaum zu glauben, wenn es auch leider den Anschein hat, daß in diesen officiösen Auslassungen wirklich die Anschauungen des Reichskanzlers zum Ausdruck kommen. Es wäre unerhört, daß eine pflichtbewusste Regierung ein heilsames und nothwendiges Gesetz nur deshalb der Volksvertretung nicht vorlegte, weil die letztere es wahrscheinlich nicht annehmen würde. Von solchen Erwägungen kann sich wohl eine aus einer souveränen republikanischen Volksvertretung hervorgegangene Staatsleitung leiten lassen,

¹⁾ Die Daten sind hier und im Folgenden immer nach dem neuen Stil gegeben.

nicht aber eine monarchische Regierung. Es würde ja damit im Princip die Unterordnung der Regierung unter das Parlament, mit andern Worten die Herrschaft des Parlamentarismus proklamirt werden. Daran ist aber doch im deutschen Reich nicht zu denken. Jedenfalls müssen im preußischen Staatsministerium die Gegensätze der Ansichten sich sehr lebhaft geltend machen, denn trotz wiederholter langer Sitzungen desselben scheint noch immer keine Einigung erzielt zu sein und Graf Eulenburg wie Graf Caprivi haben dem Kaiser eingehend Vortrag über die Sache gehalten. Es zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder, wie unheilvoll die Trennung der obersten Leitung des Reiches von der des preußischen Staates ist und wie sie lähmend und hemmend auf alle Maßregeln der Regierung wirkt. Eins ist klar: mit Repressivmaßregeln allein wird man die socialistische Bewegung nicht zum Stillstand bringen, es gehören dazu auch positive Maßregeln, die Fortführung und Erweiterung der Socialreform, wie sie Fürst Bismarck begonnen hat, und ferner eine klare zielbewußte innere Politik der Regierung. Das Berechtigte in den socialistischen Ideen muß erfaßt und durch den Staat selbst zur Ausführung gebracht werden; wie der Staat schonungslos alle Bestrebungen, seinen Bestand zu erschüttern und zu lockern, niederschlagen muß, so darf eine weise Regierung andrerseits nie vergessen, daß sie die natürliche Beschützerin der Armen und Schwachen im Lande ist.

Außerordentliches Aufsehen hat in Deutschland die am 30. September in Berlin erfolgte Verhaftung von 183 Oberfeuerwerkern der gesammten obersten Klasse der Oberfeuerwerkerschule und ihre Abführung nach der Festung Magdeburg gemacht. Daß die Ausschreitungen gegen Disciplin und Ordnung, welche die jungen Leute sich haben zu Schulden kommen lassen, auf socialdemokratische Einwirkungen, überhaupt auf äußere Einflüsse zurückzuführen seien, ist höchst unwahrscheinlich, selbst wenn wirklich der vereinzelte Ruf: es lebe die Anarchie, erschollen ist; aber ein bedenkliches Symptom der Lockerung militärischer Disciplin bleibt die Thatsache immer, daß die Oberfeuerwerker ihren obersten Chef, als er unter sie trat, umschrien und umtobten, statt sofort seinem Befehl zu gehorchen. Das preußische Kriegsministerium hat daher mit vollem Recht sofort energisch eingegriffen und die Hauptschuldigen wird gewiß strenge Strafe treffen. Sehr zutreffend scheint die bei dieser Gelegenheit mehrfach gemachte Bemerkung zu sein, daß es rathsam wäre, solche militärische Anstalten von Berlin fort an andere Orte zu verlegen, wo sie nicht der, namentlich für junge Leute sehr gefährlichen, berliner Atmosphäre ausgesetzt sind. Bezeichnend für die tief

gesunkene Werthschätzung der Parlamente ist es, daß Niemand von ihnen zweckmäßige Vorschläge und Anträge gegen die Bestrebungen der Umsturzparteien oder die Anregung zu heilsamen nothwendigen Reformen erwartet, sondern nur von Regierungen. Ein charakteristisches Zeichen dieser weit verbreiteten Stimmung ist die Schrift von C. Rößler: die Socialdemokratie, worin der geistreiche Verfasser, früher selbst ein eifriger Liberaler, alles Ernstes den Vorschlag macht, den Reichstag aufzulösen, mit dem sich doch nichts Vernünftiges zu Stande bringen lasse, die Reichsverfassung zeitweilig zu suspendiren und durch den Bundesrath die nothwendigen Gesetze berathen und beschließen und dann vom Kaiser genehmigen und durchführen zu lassen. Der Gedanke ist unausführbar und unmöglich, schon allein weil die gegenwärtige Reichsregierung zu solchem Wagniß sich nicht entschließen würde, am allerwenigsten Graf Caprivi, aber Rößler spricht aus, was viele denken; vor 10 Jahren noch wären solche Vorschläge bei einem liberal denkenden Politiker unmöglich gewesen. Die zweite Angelegenheit, welche die Geister in Deutschland und vor allem in Preußen lebhaft beschäftigt hat und noch beschäftigt, ist die Polenfrage und zwar in Bezug auf die Provinz Posen. Es war ein politisches Ereigniß, als die Deutschen aus Posen am 16. September ihre seit längerer Zeit vorbereitete und vielfach von den Beamten der Provinz gehinderte Huldigungsfahrt zum Fürsten Bismarck nach Warzin unternahmen und nun der große Staatsmann seine gewaltige Rede gegen die Bestrebungen der Polen hielt. Sie machte tiefen Eindruck, wie man annehmen muß, selbst auf Kaiser Wilhelm II., denn dessen warnende Worte an die Polen in Thorn sind eine, wenn auch vielleicht unwillkürliche Wirkung der Bismarckschen Rede. Noch großartiger vielleicht durch die vollkommene Beherrschung des historischen Materials, die Kraft und Energie des Ausdrucks, die Klarheit und Tiefe der politischen Auffassung und die meisterhafte Form war vielleicht die zweite Rede des Fürsten Bismarck an die zu seiner Huldigung am 23. September in Warzin erschienenen Westpreußen, die an Schärfe des Angriffs gegen den polnischen Adel und dessen Intriguen die erste noch übertraf; andrerseits ist die erste dadurch bewundernswerth, daß Bismarck sie in angegriffenem, leidendem Zustande hielt. Ihre Wirkung in Posen war die Gründung eines Vereins zur Förderung des Deutschthums in der Ostmark. Daß die Polen über diese schweren Angriffe ihres alten Gegners aufgebracht sind, ist natürlich und Herr v. Koscielski, der eben in Lemberg sich zu sehr unvorsichtigen Aeußerungen hatte hinreißen lassen, versicherte ebenso seine und des übrigen polnischen Adels in Posen Loyalität,

wie der Erzbischof Stableski sich entschieden gegen alle separatistischen staatsfeindlichen Bestrebungen verwahrt. Es scheint, daß wenigstens bei einem Theile der Regierung eine Abwendung von der bisherigen polenfreundlichen und zu immer neuen Concessionen an die Polen geneigten Politik eingetreten ist oder wenigstens sich anbahnt. Darauf weist ein sehr merkwürdiger, gewiß nicht ohne Fühlung mit Regierungskreisen veröffentlichter Artikel der Kölnischen Zeitung gegen die bisherige Haltung der obersten Verwaltung in Posen hin. Die Polenfrage ist in Beziehung auf die Provinz Posen eine schwierige und mannigfache Vorschläge sind zu ihrer für den Staat befriedigenden Lösung gemacht worden, — wir werden ein anderes Mal näher darauf eingehen. Die wesentliche Bedeutung der großen Reden Bismarcks liegt darin, daß er das in den letzten Jahren vielfach schlaff und matt gewordene nationale Bewußtsein der Deutschen neubelebt und ihm frische Impulse gegeben hat, indem er es zum Handeln aufgerufen und ihm wieder bestimmte, erreichbare Ziele gewiesen hat. In der Neubelebung der nationalen Idee hat er sich wieder ganz als der alte große Meister gezeigt. Seinem Nachfolger fehlt diese Fähigkeit, auf das nationale Gefühl zu wirken, gänzlich und wenn er auch vieles, was er beim Antritt seines Amtes in Aussicht gestellt, nicht erfüllt hat, in einem Punkte hat er sein Versprechen vollkommen gehalten: daß die Politik unter ihm langweilig sein werde. Der schwerste Vorwurf, den man gegen die jetzige Leitung des deutschen Reiches erheben muß, ist der, daß sie eine durchaus schwankende Haltung zeigt, sie ist nicht conservativ und auch nicht liberal, wenn auch das letztere mehr als das erste, und befriedigt eigentlich keine Partei. Daraus erklärt sich die Zerfahrenheit, Mißstimmung, Unzufriedenheit und Verdrossenheit, welche gegenwärtig das öffentliche Leben in Deutschland kennzeichnet. Man vermißt bei der Regierung Energie und Entschlossenheit und die öffentliche Meinung sucht sie zu thatkräftigem Handeln zu drängen; solange aber Graf Caprivi Reichskanzler ist, wird in der bisherigen Leitung der Regierung sicherlich keine Aenderung eintreten. In dem Augenblick, da wir unsere Betrachtung schließen, bringt der Telegraph die Nachricht, daß Graf Caprivi sein Abschiedsgesuch dem Kaiser überreicht, und daß dasselbe vom Monarchen angenommen worden ist. Ob mit dieser höchst überraschenden Wendung auch ein Wechsel des bisherigen Systems eingetreten ist, wird sich bald zeigen.

In **Oesterreich-Ungarn** liegt der Schwerpunkt der auswärtigen Politik bekanntlich in Ungarn und gelingt es dem Minister des Auswärtigen

die Zustimmung der transleithanischen Delegation für die von ihm befolgte Politik zu erlangen, so ist er ihrer Billigung durch die cisleithanische so gut wie sicher. Der gegenwärtige Leiter der auswärtigen Politik Oesterreichs, Graf Kalnoky, ein rühriger, besonnener, zielbewußter, erfahrener Diplomat von etwas nüchternen und durchaus nicht genialer Natur, hatte diesmal den Ungarn gegenüber keinen ganz leichten Stand. Der den Führern der Rumänen in Siebenbürgen wegen des im Namen ihres Volkes dem Kaiser-König übergebenen Memorandums gemachte Proceß und ihre harte Verurtheilung hatten in dem stammverwandten Königreich Rumänien eine überaus lebhaftige Erregung und heftige Agitation gegen die Gewaltmaßregeln der ungarischen Regierung hervorgerufen. Die Chauvinisten unter den Magyaren, von denen einige sich auch im Ministerium befinden, hatten nun vielfach eine Pression auf den Grafen Kalnoky auszuüben gesucht, damit er eine drohende Note nach Bukarest richten möge. Der Minister hatte sich aber nicht dazu bewegen lassen, und mußte jetzt seine ruhige Haltung in dieser Angelegenheit vor den Delegationen vertreten. Er entledigte sich dieser Aufgabe in einer längeren Auseinandersetzung, in der er die augenblickliche politische Lage Europas und das Verhältniß Oesterreich-Ungarns zu seinen Nachbarstaaten eingehend darlegte. Jeder Unbefangene mußte die Begründung seines Verhaltens Rumänien gegenüber billigen und es gelang ihm denn auch nach einigen nicht sehr in's Gewicht fallenden Angriffen auf seine Politik, die Zustimmung der Delegation zu derselben zu erlangen. Daß der Sturz Stambulows und die veränderte Richtung der Regierung in Bulgarien Oesterreich unerwartet gekommen ist und keine Befriedigung gewährt, sprach Graf Kalnoky ziemlich offen aus. Dem gegenwärtig wieder mehr Rußland sich zuneigenden Bulgarien gegenüber sucht Oesterreich jetzt Serbien mehr an sich heranzuziehen und es scheint ihm das bis zu einem gewissen Grade auch gelungen zu sein; ob auf die Dauer, muß vorläufig dahingestellt bleiben. An der Spitze Oesterreichs steht noch immer das Coalitionsministerium, es sprechen aber manche Anzeichen dafür, daß seine Stellung nicht mehr so fest ist, wie vor einigen Monaten. Seine Fortdauer beruht wesentlich auf der Unterstützung, welche ihm Graf Hohenwart und sein Club gewähren; entzieht sich dem Ministerium diese, so muß es zusammenbrechen, da es dann keine Majorität mehr im Reichstage hat. Das ist eine sehr prekäre Lage für das Ministerium, das ohnehin, da es aus Vertretern sehr verschiedener Richtungen zusammengesetzt ist, zu einheitlichem energischem Handeln wenig

befähigt ist. Daß die Interessen der Deutschen in Oesterreich bei dem Uebergewicht, welches die anderssprachigen Volksstämme und die Polen im Abgeordnetenhanse haben und bei der Gunst, deren sie sich am Hofe erfreuen, auch jetzt, wo zwei Mitglieder der deutschen Linken im Ministerium sitzen, manche Schädigung erfahren, ist nur zu erklärlich. Zwar ist von dem Coalitionsministerium der nationale Besitzstand der einzelnen Volksstämme gleich nach seiner Constituirung garantirt und zugesichert worden, aber die Deutschen müssen die Erfahrung machen, daß ihnen gegenüber diese Zusage nicht eingehalten wird. Es war ein großer Fehler, daß beim Abschluß der Coalition an die Spitze des so wichtigen Unterrichtsministeriums nicht ein Deutscher gestellt worden, sondern dasselbe dem Polen v. Madeyff übertragen ist. Dieser sorgt wol für die Selbständigkeit der Schulverwaltung in Galizien, indem er zugestanden hat, daß der ministerielle Sectionschef für das galizische Unterrichtswesen seinen Sitz in Lemberg nimmt, hat aber naturgemäß für die Forderungen der Deutschen kein lebhaftes Interesse. Das zeigt sich so recht in der Frage des neuzugründenden slovenischen Gymnasiums in Gilli in Unter-Steiermark. Die Deutschen in Oesterreich wurden plötzlich durch die Kunde überrascht, daß zu dem angegebenen Zwecke in dem neuen Stat eine Summe angewiesen sei. Die 7 Slovenen, welche zum Hohenwart-Club gehören, hatten die Forderung eines slovenischen Gymnasiums als ihnen schon früher zugestanden erhoben, Graf Hohenwart hatte dies Verlangen unterstützt und Herr von Madeyff erklärte nun, dies von dem Ministerium Taaffe gegebene Versprechen müsse erfüllt werden, weitere Zugeständnisse sollten den Slovenen jedoch nicht gemacht werden. So soll denn die rein deutsche Stadt Gilli ein slovenisches Gymnasium erhalten und dadurch der vom Ministerium Taaffe auf's eifrigste betriebenen Slovenisirung Steiermarks das Siegel aufgedrückt worden. Dieser Plan erregt nicht nur in den Alpenländern sondern unter den Deutschen aller Provinzen Oesterreichs große Erregung und heftigen Widerspruch. Wo bleibt in diesem wichtigen Falle die Garantie des nationalen Besitzstandes für die Deutschen? fragt man. Man ist deutscherseits sehr gern bereit, den Slovenen 2 oder 3 Gymnasien zu bewilligen in Gegenden, wo sie die herrschende Bevölkerung sind, nur nicht in der deutschen Stadt Gilli, welche durch das beabsichtigte Gymnasium und den dadurch herbeigeführten starken Zuzug von Slovenen bald ihren deutschen Character verlieren würde. Der Grund, warum Herr v. Madeyff und die beiden deutsch-liberalen Mitglieder des Ministeriums ihre Zu-

stimmung zu der Forderung der Slovenen gegeben haben, ist klar: weil ihnen sonst Graf Hohenwart und sein Club ihre Unterstützung versagen würden. Wie aber verhält sich die deutsch-liberale Partei Oesterreichs, die doch über mehr als 100 Stimmen im Abgeordnetenhause verfügt und zahlreiche Anhänger im Lande zählt? Die Beschlüsse des böhmischen und anderer Parteitage sind höchst characteristisch für die Entschlossenheit und Kraft dieser Liberalen in einer so wichtigen nationalen Frage. Sie beklagen das Verfahren der Regierung und beschließen gegen diese Statposition einmüthig stimmen zu wollen, erklären aber zugleich, daß sie deswegen aus der Coalition nicht austreten würden. Kann man schwächer, ungeschickter, unpolitischer verfahren? Wenn die deutsch-liberale Partei schon zu dem letzteren schwachmüthigen Verhalten entschlossen war, so durfte sie es wenigstens nicht vorher laut proklamiren und dadurch ihrer ablehnenden Abstimmung von vornherein jeden Werth und jede Bedeutung nehmen. Die Gegner höhnen natürlich über diese Schwächlichkeit und naive Tactik der deutschen Linken, und mit Recht. Die Anhänger der deutsch-nationalen Partei, ohnehin gefährliche Rivalen der Deutsch-Liberalen, sprechen sich auf's schärfste über deren Verhalten aus, werfen ihnen Verrath an den nationalen Interessen vor und finden lebhafte Zustimmung bei der Bevölkerung, die mit der kraftlosen Haltung der deutschen Linken sehr unzufrieden ist. Wenn das Coalitionsministerium den Deutschen Oesterreichs neue Schädigung zufügt, wozu dann es weiter unterstützen und nicht lieber die deutschen Mitglieder zum Rücktritt von der Coalition veranlassen? wird vielfach gefragt. Dieser Statpunkt wird im Reichstage, der am 16. October wieder zusammengetreten ist, sicherlich Gegenstand lebhafter Erörterungen werden. Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauses sind mit einer eingehenden und gediegenen Darlegung der Finanzlage Oesterreichs durch den Finanzminister v. Blener, des früheren langjährigen Führers der deutsch-liberalen Partei, eröffnet worden. Lebhaft beschäftigt auch die Gemüther in Oesterreich die Frage der Wahlreform, die Graf Taaffe als Trumpf gegen die deutsche Linke ausgespielt hatte und deren Durchführung das Coalitionsministerium zugesagt hat. Die Erweiterung des Wahlrechts zu Gunsten der unteren Klassen erregt bei dem bisher ziemlich ausschließlich im Besiz des Wahlrechts befindlichen Bürgertum und Adel starke Bedenken, während es andererseits namentlich von den Arbeitern energisch gefordert und auf eine Beschleunigung der vom Ministerium zu machenden Vorlage heftig gedrungen wird. Die Unzufriedenheit der Demokraten und

Socialisten über das Zögern der Regierung hat vor kurzem schon zu starken Kravallen in Wien geführt. Dem Coalitionsministerium ist in der Wahlreformfrage eine Aufgabe gestellt, die zugleich zur Befriedigung der verschiedenen Parteien und unter Wahrung der Staatsinteressen zu lösen nicht leicht sein wird. Die Deutschen fürchten außerdem bei Einführung des directen Wahlrechts einige Wahlitze zu verlieren, während die Slovenen, die vom Ministerium besonders begünstigt werden, dadurch eine bedeutende Verstärkung der Zahl ihrer Mitglieder im Abgeordnetenhaus zu erlangen hoffen; wahrscheinlich wird ihre Rechnung richtig sein.

Ungarn ist eines der wenigen Länder Europas, wo der Liberalismus in der Regierung wie in der Volksvertretung die Herrschaft hat. Der Justizminister Szilagyi hat dieser Thatsache jüngst in einer zu Preßburg gehaltenen Rede bezeichnenden Ausdruck gegeben, indem er sagte: Der Liberalismus muß jederzeit der Polarstern für jede ungarische Politik sein. Man kann sogar sagen, daß in Ungarn der Parlamentarismus jetzt herrscht, nachdem der Kaiser-König Franz Josef sich in allzu großer Nachgiebigkeit dazu hat nöthigen lassen, die Forderungen des Ministeriums Bekferle zuzugestehen und selbst den ihm persönlich nicht genehmen, vorhin genannten Minister Szilagyi wider Willen beizubehalten. Damit ist für Ungarn im Princip das Uebergewicht des Parlaments, dessen große Majorität hinter dem Ministerium steht, über die Krone entschieden. Mit dem Liberalismus verbindet sich aber in Ungarn ein rückichtsloser nationaler Chauvinismus, der beständig auf die Magyarisirung der anderen in den Ländern der ungarischen Krone wohnenden Volksstämme hinarbeitet; das erfahren die Deutschen und Slovaken in Ungarn wie die Rumänen und Sachsen in Siebenbürgen zur Genüge. Beiden Tendenzen sind auch die kirchenpolitischen Gesetzesvorlagen des Ministeriums Bekferle, die seit Monaten das ungarische Parlament beschäftigen und das Land in Bewegung setzen, entsprungen. Drei dieser kirchenpolitischen Reformgesetze, über die Einführung der Civilehe, über die Führung der Civilstandsregister durch den Staat und die religiöse Erziehung der verwaiseten Kinder, sind am 10. October nach heftigen Kämpfen vom Magnatenhause mit geringer Stimmenmehrheit angenommen worden, dagegen sind die Gesetzesvorlagen über die Conversionslosigkeit, d. h. völlige Religionsfreiheit und über die Gleichstellung der Juden abgelehnt worden. Das Ministerium will auch diese beiden Gesetze, nachdem ihnen das Abgeordnetenhaus abermals zugestimmt hat, von neuem dem Magnatenhause vorlegen und es wird sich

dann zeigen, ob dieses der ihm gegenüber ausgeübten Pression aller Art fest bleiben wird. Ein wirkliches Bedürfnis für diese beiden Gesetze liegt durchaus nicht vor, sie entstammen bloß der liberalen Doctrin und wollen außerdem der Regierung die unbedingte Unterstützung des Judenthums sichern, das auf die finanziellen Verhältnisse Ungarns großen Einfluß ausübt. Es ist eine nicht unbegründete Besorgniß, daß durch die schon genehmigten kirchenpolitischen Gesetze, noch mehr aber durch das in Aussicht stehende über die Confessionslosigkeit die evangelische Kirche in Ungarn schwer geschädigt werden wird, da ihre meist sehr armen Anhänger unter den Deutschen und namentlich den Slovaken wahrscheinlich, um den kirchlichen Abgaben, die sie für den Unterhalt der Geistlichen zahlen müssen, zu entgehen, sich für confessionslos erklären oder wenigstens von jeder pekuniären Verpflichtung ihrer Kirche gegenüber lossagen würden. Die Mißstimmung und Erregung unter den Rumänen in Siebenbürgen wegen des rückwärtslosen Vorgehens der ungarischen Regierung gegen ihre Führer und deren Verurtheilung zu schwerem Kerker zu beschwichtigen, ist dem Ministerium nicht gelungen und unter den Sachsen bildet sich eine jüngere Partei, die unzufrieden mit den fortdauernden Magyarisirungsbestrebungen die regierungsfreundliche Haltung der gegenwärtigen sächsischen Vertreter im Abgeordnetenhause mißbilligt. Eine ehrliche und genaue Beobachtung des Nationalitätengesetzes von 1868, das, wie mangelhaft es auch im Einzelnen ist, doch im Wesentlichen den Beschwerden der nichtmagyarischen Volksstämme Abhilfe gewährt, scheint keine ungarische Regierung als ihre Pflicht zu betrachten und die Magyarisirungsmaßregeln nehmen ununterbrochen ihren Fortgang.

England befindet sich gegenwärtig in sehr unbehaglicher Lage. Die Tage, in denen es auf die Verhältnisse Europas entscheidenden Einfluß ausübte, sind lange vorüber und seine Weltstellung ist an mehr als einem Punkte gefährdet. Lord Rosebery, von dessen Premierschaft man sich einen neuen Aufschwung der englischen Politik nach Außen hin versprach, hat diesen Erwartungen bis jetzt äußerst wenig entsprochen. Englands Hoflichkeit unter den Mächten Europas ist größer denn je und in der auswärtigen Politik hat es eine Schlappe nach der anderen erlitten. Zu dem alten Antagonismus gegen Rußland ist jetzt noch der Gegensatz zu Frankreich gekommen. Rußland hat kürzlich in der Pamirfrage den Sieg über England davongetragen. In Siam hat Frankreich den englischen Einfluß ganz zurückgedrängt und alle Versuche Englands, die französische Regierung

zur Anerkennung einer Grenzlinie für die beiderseitigen Einflußsphären zu bewegen, sind erfolglos geblieben. Auch in Madagaskar hat England sich vergeblich bemüht, Frankreich entgegenzutreten. Der mit dem Congostaat im Geheimen abgeschlossene, Englands Machtosphäre in Afrika ausdehnende, Vertrag ist durch den Widerspruch Deutschlands und wieder Frankreichs ziemlich werthlos geworden. Die empfindlichste Niederlage aber hat sich England mit seiner an die übrigen Großmächte gerichteten Aufforderung, in den Krieg zwischen Japan und China vermittelnd einzugreifen, zugezogen. Der Vorschlag ist von allen Mächten abgelehnt worden und das diplomatische Vorgehen Englands hat somit gar keinen Erfolg gehabt; nur eine äußerst ungeschickt geleitete Politik konnte so vorgehen, wie es geschehen und zu einem solchen, das Ansehen Englands schwer schädigenden, Ausgang führen. Die Engländer empfinden das selbst und es äußert sich vielfach Mißstimmung gegen Lord Rosebery. Zwischen Frankreich und England hat sich in Folge der mehrfachen Zusammenstöße und Gegenwirkungen eine sehr feindselige Stimmung gebildet, die namentlich bei den Franzosen zu sehr lebhaftem Ausdruck kommt. Zu kriegerischen Verwicklungen zwischen beiden Ländern wird es trotzdem gewiß nicht kommen, aber Englands Einfluß in Europa ist durch diese Stellung Frankreichs nicht wenig gelähmt. Großbritannien möchte nun gern Deutschland zum Vorkämpfer für seine Interessen in Europa gewinnen, doch wird ihm das schwerlich gelingen, wieviel Freundlichkeit ihm die gegenwärtige Leitung des deutschen Reiches auch erweist. Italien ist die einzige Großmacht, mit der England in Folge beiderseitigen Interesses in wirklich freundschaftlichem Einvernehmen steht. Sollte der Tod des Emirs von Afghanistan in nächster Zeit erfolgen, so würden für Englands Machtstellung in Asien sehr schwierige Verhältnisse und ernste Gefahren erwachsen; ob Lord Rosebery der Mann wäre, ihnen zu begegnen, muß man nach seinen bisherigen Leistungen billig bezweifeln. In der inneren Politik beschäftigen die Homerule-Fragen und die Angriffe auf das Haus der Lords noch immer das öffentliche Interesse. Wichtiger als beides ist aber ein Vorgang, der das mächtige Vordringen des Socialismus auch in England auf's evidenteste beweist, der Uebergang der Gewerksvereine, der Trades Unions, in das socialistische Lager. Wie oft hat man nicht seit W. A. Huber die Trades Unions als die sicherste Schutzwehr gegen die Ausbreitung socialistischer und communistischer Bestrebungen gepriesen und geschildert und zur Nachbildung empfohlen, den in ihnen herrschenden gesunden Sinn

gerühmt und sie als rechten Beweis des in England auch in den Arbeiterkreisen lebendigen common sense betrachtet! Schon längst erhielt man ab und zu Kunde, daß auch sie von der socialistischen Zeitströmung nicht unberührt geblieben seien, dennoch mußten die Vorgänge auf dem zu Norwich am 2. bis 8. September abgehaltenen Congreß der Gewerksvereine das größte Aufsehen erregen. Die große Mehrheit der dort erschienenen 380 Deputirten wählte zwei entschiedene Socialisten zum Präsidenten und Secretär und beschloß dann die Verstaatlichung alles Grund und Bodens, der Fabriken, den Achtstundentag, kurz alle Hauptforderungen des Socialismus eignete sich die Versammlung an und beschloß Petitionen entsprechenden Inhalts an das Parlament zu richten. Daß noch eine starke Minderheit in den Gewerksvereinen vorhanden ist, die gegen diese Beschlüsse protestirt, ist gewiß, aber der Sieg der socialistischen Ideen in den Trades Unions ist doch eine Thatfache, die tief greifende Folgen haben wird. Auch England wird der socialen Frage jetzt seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen und in einer vor kurzem gehaltenen Rede hat der Führer der liberalen Unionisten im Parlament, J. Chamberlain, bereits erklärt, daß die Altersversorgung der Arbeiter in's Auge zu fassen sei.

In **Belgien** hat sich soeben ein höchst bemerkenswerther und außerordentlicher Umschwung in der Zusammensetzung der Volksvertretung vollzogen. Belgien war und ist zum Theil noch in den Augen der Liberalen das Musterland, die belgische Verfassung galt als das Ideal des echten und wahren Constitutionalismus, in ihr sah man das Gleichgewicht der drei gesetzgeberischen Factoren auf unübertreffliche Weise festgestellt und geregelt. Daß in den letzten Decennien mehrmals die clericale Partei das Uebergewicht bei den Wahlen erlangte, ließ doch keinen Zweifel an der Vortrefflichkeit der belgischen Zustände aufkommen, zumal da die Liberalen doch auch wieder ans Staatsruder kamen. Durch den ziemlich hohen Wahlcensus bestand die belgische Volksvertretung größtentheils aus Angehörigen des wohlhabenden Bürgerthums, reichen Fabrikanten, Advokaten, Industriellen, und einer Anzahl Groß- und Kleingrundbesitzer. Die Unzufriedenheit der unteren Classen mit dem sie völlig ausschließenden Wahlsystem führte zu wiederholten heftigen Unruhen, Straßendemonstrationen und gefährlichen Arbeiterkrawallen in verschiedenen Städten, zuletzt in Brüssel selbst. Dadurch wurde die letzte Abgeordnetenkammer, in der die Clericalen die Mehrheit hatten, bestimmt, dem Drängen des Volkes nachzugeben; sie beschloß die Einführung des allgemeinen directen Stimmrechts für die nächsten Wahlen,

modificierte es aber etwas durch das Pluralsystem. Darnach ist jeder 25 Jahr alte, wenigstens ein Jahr in der Gemeinde lebende Belgier stimmberechtigt, die Zahlung einer bestimmten Staatssteuer und ein gewisser Besitz berechtigen den Wähler aber zwei Stimmen, höhere Bildung sogar drei Stimmen abzugeben; auf diese Weise hoffte man dem Eindringen der Arbeiter in die Kammer Schranken zu setzen. Die Abstimmung ist geheim und für die Wähler obligatorisch, der ohne Grund Fehlende wird bestraft. Die Liberalen sahen nicht ohne Bangen dem Wahltag entgegen, zumal da zwischen den Gemäßigten und Radicalen großer Zwiespalt herrschte, und fürchteten einige Sitze zu verlieren. Am 14. October haben nun die Wahlen in allen Gemeinden des Landes stattgefunden und ein höchst überraschendes Resultat ergeben. Der Liberalismus hat eine furchtbare Niederlage erlitten und die liberale Partei in der Kammer ist so gut wie vernichtet; die soeben beendeten Stichwahlen, auf welche die Liberalen noch einige Hoffnung setzten, haben das frühere Resultat nur bestätigt. Die große liberale Partei ist jetzt in dem Abgeordnetenhause auf eine kleine einflußlose Fraction von 16 Deputirten reducirt, von denen noch dazu die Mehrzahl der radicalen Richtung angehört. Keiner der hervorragenden Männer der Partei ist gewählt, der langjährige hochangesehene Führer der Liberalen, Frère Orban, ist ebenso durchgefallen wie der frühere kluge und gewandte Minister Bara. Dagegen haben die Clericalen ihre Stellung nicht nur behauptet, sondern noch einen kleinen Zuwachs von Vertretern erhalten; sie zählen jetzt 104 Abgeordnete und haben die absolute Majorität in der Kammer, aus ihrer Mitte wird also auch die Regierung gebildet werden. Unerwartet groß sind die Wahlerfolge der Socialisten, die 33 Anhänger ihrer Partei in die Kammer senden, darunter ihre bedeutendsten Führer, den schlauen Anseele und den wild-revolutionären Defusseaux. Daß den Socialisten gleich bei der ersten Wahl nach dem neuen Wahlgesetz eine so große Zahl ihrer Genossen durchzubringen gelungen ist, zeigt auf's deutlichste, wie vollständig die Arbeitermassen vom Socialismus beherrscht werden und eröffnet sehr bedenkliche Perspektiven für die Zukunft. Es ist zu besorgen, daß die Socialisten bei der nächsten Wahl noch mehr Sitze in der Kammer gewinnen werden, ja die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß sie künftig einmal den Clericalen an Stimmenzahl gleichkommen oder gar die Mehrheit erlangen. Dann erst wird die belgische Verfassung ihre Feuerprobe zu bestehen haben, und es wird sich dann auch erweisen, ob das Königthum der Coburger, dessen Verhältniß zum belgischen Volke einer

Bernunftesche gleicht, die Kraft haben wird den anstürmenden republikanischen Tendenzen Widerstand zu leisten. Eine sehr lehrreiche Beobachtung drängt sich bei der Betrachtung des jetzigen Wahlergebnisses dem Zuschauer auf: die Parteien scheiden sich nach den Nationalitäten, alle flämischen Provinzen haben clerical, die wallonischen liberal und socialistisch gewählt. Die Flamen, deren berechnete Forderungen von den französischen Liberalen stets unbeachtet geblieben sind, haben diesen jetzt eine nachdrückliche Lehre gegeben. Jetzt wird ihr altes Verlangen, in der Schule, vor Gericht und in der Verwaltung ihnen den Gebrauch der deutschen Muttersprache zu gewähren, wohl endlich durchdringen. Die Liberalen, die zuerst von dem Ausgang der Wahl wie zerschmettert waren, erholen sich allmählich von ihrer Bestürzung und suchen nach den Ursachen ihres völligen Unterliegens. Ihr Zorn wendet sich hauptsächlich gegen die Clericalen, ja einige von ihnen haben sich bei den Stichwahlen sogar zu dem unverantwortlichen Schritt hinreißen lassen, ein Bündniß mit den Socialisten gegen die Clericalen einzugehen. Doch lassen sich auch einsichtige Stimmen vernehmen, welche die Schuld an dem Sieg der Socialisten in den Industriebezirken den Liberalen selbst zuschreiben und deren große Versäumnisse den arbeitenden Classen gegenüber offen anerkennen. In der That ist die Lage der Arbeiter in Belgien so schlecht und gedrückt wie kaum in einem andern Lande; die großen Fabrikherrn beuten die Kräfte der Arbeiter aufs rücksichtsloseste aus, kümmern sich aber um das Ergehen derselben weiter garnicht und überlassen sie, wenn ihre Kräfte verbraucht sind, ihrem Schicksal. In diesen Verhältnissen wird jetzt wohl eine Veränderung eintreten und auch in Belgien wird nun ernstlich eine Arbeiterschutzgesetzgebung in Angriff genommen werden müssen. Die Clericalen haben jetzt voraussichtlich für längere Zeit die Herrschaft in Belgien; möchten sie dieselbe zur Durchführung wahrhaft conservativer Reformgesetze benutzen und nicht eine lebensunfähige Reactionspolitik betreiben, sie nicht im Interesse eines intoleranten kirchlichen Fanatismus verwenden.

Da wir den uns von der Redaction zugemessenen Raum schon stark überschritten haben, so versparen wir die Besprechung der übrigen europäischen Staaten sowie des zwischen Japan und China geführten Krieges für die nächste politische Correspondenz.

Literarisches.

Heinrich Heine als deutscher Lyriker, eine literarische Aekerei von Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß. (Heft 141 der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“, Stuttgart, Chr. Belfer).

Die Heine-Frage steht seit einiger Zeit hier in Deutschland wieder im Vordergrund — oder vielmehr die Heine-Denkmal-Frage. Jedoch handelt es sich dabei, namentlich in der Presse, wie Grotthuß richtig bemerkt, keineswegs um den Dichter, sondern lediglich um seine Nationalität oder Race. Die Frage, ob der Dichter Heine eines solchen Denkmals würdig sei, ist nur ganz vereinzelt, ganz beiläufig untersucht worden. Gerade dieser Frage ist aber die obengenannte, trefflich geschriebene Broschüre des Freiherrn v. Grotthuß gewidmet. Frei von allen nationalen und confessionellen Vorurtheilen, einzig und allein vom kritisch-ästhetischen Standpunkte aus untersucht er das Wesen und den Werth der Heineschen Lyrik und kommt schließlich zu der Ansicht, „daß die Bedeutung Heinrich Heines als Lyriker in maßloser Weise überschätzt worden ist und noch immer überschätzt wird, daß ihm in keinem Falle der Ehrenplatz als größter deutscher Lyriker neben Göthe gebührt, daß sein Einfluß auf die gesammte spätere Lyrik ein unheilvoller und verwüstender ist, und daß man entweder das deutsche Volkslied oder Heinrich Heine völlig erkennen muß, wenn man zwischen beiden mehr als eine nur oberflächliche formale Ähnlichkeit finden will.“ Er weist nach, daß Heine die Natur niemals ungeschminkt und in ihrer erhabenen Einfachheit und Ursprünglichkeit auf sich wirken läßt, sondern ihr nur durch orientalische Symbolik und Allegorie, nur durch Uebertragung in's Märchenhafte die poetische Seite abzugewinnen vermag. . . . „Die lachende Lenzflur mit ihren Blumen und Bäumen, mit Rosen, Lilien und Nachtigallen, ist als solche völlig werthlos für ihn. Sie verwandelt sich bei ihm sofort in einen orientalischen Zaubergarten, in dem die Blumen uns mit menschlichen Gesichtern anschauen, menschlich zu uns reden, kurz allegorische und symbolische Bedeutung gewinnen.“ Wie anders Göthe, für den die Natur kein Märchen aus Tausendundeinenacht, sondern wahre, volle, ganze Natur ist, in der sich sein wirkliches Gefühl auflöst, mit deren Stimmung die Stimmung seines eignen Herzens zusammenfließt! . . . „Heine erdichtet Gefühle und Empfindungen, Göthe fühlt und empfindet Gedichte.“ Aber das Spielen mit Symbolen, Bildern, Gefühlen ist bei Heine nicht einmal eigenartig und mannigfaltig genug, es erstarrt schließlich, was uns Grotthuß an einer ganzen Reihe von Beispielen zeigt, zur todten, conventionellen Phrase. Die Analysen, welche er von mehreren Gedichten und Gedichtbruchstücken giebt, sind höchst interessant. Die Ähnlichkeit Heinescher Lyrik mit dem Volksliede ist, wie gesagt, eine rein formale, hin und wieder trifft er wohl den Ton, nicht aber die Seele. Seine Vorliebe für die Pointe, mit welcher letzterer weder das Volkslied noch die reine Kunstlyrik etwas zu schaffen haben, seine gesuchten und manieirten Metaphern, seine theils anempfundene, theils als Mittel, um zu ironisiren, zur Schau getragene Sentimentalität, all' diese unwahren und unnatürlichen, aber für Heine charakteristischen Eigenschaften seiner Lyrik schließen sie aus dem Gebiete des Volksliedes, welches nach den Worten Vilmars tiefes Bedürfniß des menschlichen Geistes (wie alle wahre Kunst) nicht Spiel der Willkür ist, für immer

aus. Auch diese Thatsache beweist Grotthuß an Beispielen, u. A. auch an der vielgerühmten „Loreley“, und stellt den Heineschen would-be-Volksliedern zwei echte alte Volksgefänge gegenüber. Wenn er an einer Stelle sagt „durch Heinrich Heine ist ein falscher Ton in unsere Literatur, insbesondere unsere Lyrik gekommen“ — und an einer andern — „wir haben gesehen, daß Heines „Verdienst“ hauptsächlich darin besteht, unsere ganze Lyrik für lange Jahrzehnte in eine ungesunde falsche Bahn gedrängt zu haben“ — so glaube ich, daß kein wirklicher Kunstfreund oder Künstler dem widersprechen wird. Selbst wer in Heine unentwegt einen großen Lyriker sieht, muß sich sagen, daß die Heine-Nachahmung, das „Heinesiren“ in der deutschen Litteratur bis heute nur schädlich hat wirken können. Im Uebrigen leugnet Grotthuß gewisse Vorzüge Heines keineswegs; er läßt ihn gelten als Satiriker, er erkennt in ihm „einen der witzigsten und geistreichsten Köpfe, dazu einen der besten Stilisten, die je in Deutschland gelebt haben“ an; aber den großen Lyriker, ja den größten deutschen Lyriker nach Göthe, kann er in ihm nicht sehen. Das kleine aus tiefstem Ernst und stellenweise mit herzerquickendem Humor geschriebene Büchlein wird sich viele Feinde erwerben in dieser Zeit eines undeutschen Liberalismus. Nun, das „Gögenaushorchen“ (um mit Nietzsche zu reden) ist meist ein undankbares Geschäft, für den Wahrheitsfucher aber unentbehrlich und für den Wahrheitsfreund hoch erfreulich.

* * *

Noch ein anderes Buch aus baltischer Feder liegt auf meinem Schreibtisch, ein liebes, den in der Fremde Weilenden besonders angenehm und zugleich doch wehmüthig stimmendes Buch, das ich merkwürdiger Weise noch in keinem baltischen Blatt erwähnt gefunden habe. Freilich liegt seine Bedeutung mehr im Auslande als im Inlande. Wer noch fest in der alten Heimath sitzt, bedarf einer Anthologie dieser Art weniger als der in „kalter Fremde“ Weilende. Das im Verlage von Sterns litterarischem Bulletin der Schweiz erschienene Sammelwerk trägt den Titel: „Die baltischen Lande in Liedern ihrer Dichter“, herausgegeben von Heinrich Johannson, einem seit Jahren in der Krim lebenden Livländer, und ist äußerlich wunderhübsch ausgestattet. Aber auch der Inhalt ist, zum größten Theile wenigstens, ein durchaus erfreulicher. Im Gegensatz zu dem umfassenden, auf litterarisch-kritischer Grundlage fest und und sicher ruhenden „Baltischen Dichterbuch“ des Freiherrn v. Grotthuß, enthält die vorliegende Sammlung nur solche Gedichte, die, dem regen Heimathsgesühl des Herausgebers entsprechend, von Heimathliebe singen, heimathliche Natur schildern und heimathliche Stimmungen wiedergeben. Durch diesen seinen durchaus eigenartigen Charakter wird das Büchlein gerade den Heimath-Fernen besonders lieb. Die besten Namen: Adolphi, von Andrejanoff, Eckardt, v. Grotthuß, Mickwitz, v. Stern, Vater und Sohn, sind darin vertreten.

L. F.



Allerhöchstes Manifest.

Von Gottes Gnaden

Wir Nikolai der Zweite,

Kaiser und Selbstherrscher aller Rußsen, König von Polen,
Großfürst von Finnland u. s. w. u. s. w. u. s. w.

thun allen Unseren getreuen Unterthanen kund:

Es hat Gott dem Allmächtigen in seinen unerforschlichen Rathschlüssen gefallen, dem theuren Leben Unseres heiß geliebten Vaters, Unseres Herrn und Kaisers Alexander Alexandrowitsch ein Ziel zu setzen. Die schwere Krankheit wich weder der ärztlichen Kunst, noch dem heilsamen Klima der Krim, und am 20. October ist Er in Livadia, umgeben von den Gliedern Seiner Kaiserlichen Familie entschlafen in den Armen Ihrer Majestät der Kaiserin und den Ansrigen.

Unserem Schmerz ist in Worten nicht Ausdruck zu verleihen, doch wird ihn jedes russische Herz erfassen und Wir sind des Glaubens, daß es keinen Ort in Unserem weiten Reiche geben wird, wo nicht heiße Thränen fließen werden um den Kaiser, der vorzeitig in die Ewigkeit heimgegangen ist und Sein angestammtes Land verlassen hat, das Er mit der ganzen Kraft Seiner russischen Seele geliebt und auf dessen Wohl Er alle Seine Gedanken gerichtet, ohne Seiner Gesundheit noch auch Seines Lebens zu schonen. Und nicht allein in Rußland, sondern weit über dessen Grenzen hinaus wird man nie aufhören das Andenken des Zaren zu ehren, welcher die Verkörperung der unerschütterlichen Wahrheit und des Friedens war, der unter Seiner Regierung nicht ein einziges Mal verletzt worden ist.

Doch geheiligt sei der Wille des Allerhöchsten und stärken möge Uns der unerschütterliche Glaube an die Allweisheit der Himmlischen

Vorsehung; möge Uns die Erkenntniß trösten, daß Unser Leid — das Leid Unseres gesammten viel geliebten Volkes ist, welches nicht vergessen möge, daß die Kraft und Stärke des heiligen Rußland beruht — in seiner Einigung mit Uns und in seiner unbegrenzten Ergebenheit für Uns. Wir aber gedenken in dieser traurigen, jedoch feierlichen Stunde der Besteigung des Uns angestammten Thrones des Rußischen Reiches und des von demselben unzertrennlichen Zarthums Polen und Großfürstenthums Finnland des Vermächtnisses Unseres entschlafenen Vaters und durchdrungen von demselben legen Wir vor dem Angesicht des Allerhöchsten das heilige Gelöbniß ab, allzeit und einzig zum Ziele zu haben das friedliche Gedeihen, die Macht und den Ruhm des theuren Rußland und die Gestaltung des Glücks aller Unserer getreuen Unterthanen.

Gott der Allmächtige, Er, dessen Wille Uns zu diesem hohen Dienst berufen, möge Uns beistehen. Zum Throne des Allbeherrschers inbrünstige Gebete emporschickend um die Ruhe der reinen Seele Unseres unvergesslichen Vaters, befehlen Wir allen Unseren Unterthanen den Eid der Treue zu leisten Uns und Unserem Thronerben, Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Großfürsten Georg Alexandrowitsch, der Thronerbe zu sein und den Titel Cäsarewitsch Thronfolger zu führen hat bis Gottes Wille Unsere bevorstehende Vermählung mit der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt durch die Geburt eines Sohnes segnen wird.

Gegeben zu Livadia den 20. October, im Jahre nach Christi Geburt Eintausend achthundert vierundneunzig, Unserer Regierung im ersten.

Das Original ist von Seiner Kaiserlichen Majestät Höchsteigenhändig unterzeichnet:

„Nikolai“.

Corrigenda:

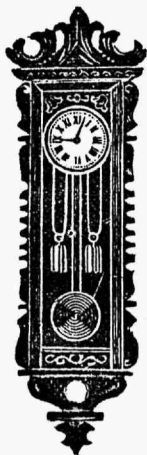
- In dem Artikel: „Shakespeare's Märchendramen.“
S. 570 Z. 8 v. u. l. der gute Mensch statt der rechte Mensch.
In dem Artikel: „Ein neues Buch von Victor Sehn.“
S. 583 Z. 17 v. o. l. Kritiken statt Kritikern.
„ 583 „ 24 „ v. „ Dem statt den.
„ 584 „ 12 „ v. „ Wanderjahre statt Wunderjahre.
„ 584 „ 12 „ u. „ wir statt wirt.
In dem Artikel: „Politische Correspondenz.“
S. 648 Z. 9 v. u. l. 1878 statt 1870.



Adalb. G. Berg,

Riga, Scheunenstr. № 18,

empfehl't in grösster Auswahl zu den billigsten Preisen:



Taschenuhren

[6]—5.

in Gold-, Silber-, Nickel- u. oxydirt. Sahlgehäusen.

Ferner:

**Cabinet-, Tableaux-, Tisch-, Regulator-, Wecker-,
Schwarzwälder-, Reise- u. Jahres-Uhren.**

Uhrketten, Breloques

neuester Façons, in Gold, Silber, Doublé, Nickel, Talmi, Stahl,
Bronze und Seide.

Musikwerke

verbesserten Systems von 4 bis 6 Stücke spielend.

Musik - Werke

zum Drehen für Kinder, von 1 Rubel 50 Kopeken an.

Riga.

NB. Reparaturen werden unter Garantie solide und billigst ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

im Hause der Sparkasse.

Paletotstoffe zu Herren-, Damen- und Kinder-Paletots.

Cheviot, Craisé, Kammgarne, Tuche und Buckskins in allen Farben, zu Pelz-
bezügen, Rotonden, Regemänteln, Promenadenkostümen, sowie auch zu Herren-
und Knabenkostümen geeignet.

Flanelle zu Damen- und Kinder-Kleidern.

Futterflanelle und Kammgarnfutterstoffe

in grosser Auswahl.

Seiden - Peluche, Wollen - Peluche und Astrachan.

Sämmtliche Damen-Confectionen

für die gegenwärtige Saison werden nach den neuesten Modellen und auf
Bestellung prompt und reell ausgeführt.

J. Holländer,

Riga, Kalkstrasse Nr. 9, Riga,

[6]—6.

im Hause der Sparkasse.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Gegründet 1865.

Special-Abtheilung für Landwirtschaft.

Grosses Lager landwirthsch. Werke.

Mein landwirthschaftliches Bücherverzeichniss, 1890 erschienen, 120 Seiten stark, steht gratis und franco zu Diensten. Nichtvorräthiges wird in kürzester Zeit besorgt. Durch meine Verbindungen im Auslande bin ich in den Stand gesetzt, auch seltene Werke zu angemessenen Preisen zu beschaffen.

■ Für eine vollständige Collection landwirthschaftlicher Werke wurde mir im Jahre 1890 in Wenden als I. Preis die Anerkennung I. Grades, gleichbedeutend der

Silbernen Medaille

zuerkannt.

Werro 1891 wurde mir eine

Dankende Anerkennung

zu Theil.

Alexander Stieda, Riga,

Buchhandlung und Antiquariat.

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen
des livländischen Gouvernements

in Firma:

[12]—11.

„Selbsthilfe“

(vormals Livländ. Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse 2.

Vertreterin des Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämmtlichen Meierei-Geräthen und Utensilien,
wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage von sämmtl. landwirthschaftl. Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Säemaschinen, Mähmaschinen,
Göpel-drescher, Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel, wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-
schlacke.

Krafftfutter, wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

Landwirthsch. Sämereien: wie: Rothklee, Thimoty, Bastard-
klee und sämmtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen, Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

An- und Verkauf von Getreide und Saaten.